

DIE WELTWOCHEN



Der grösste Postraub der Geschichte

Jahrelang nahmen die Beamten den Staatsbetrieb aus. Levrat muss aufräumen.
Beat Gygi und Erik Ebnetter

Ich halte zu Dieter Bohlen

Wir werden das geniale Grossmaul noch vermissen. *Matthias Matussek*

Rebellion der Secondos

Das steckt hinter dem Gewaltausbruch in St. Gallen.
Alex Baur

Sehnsucht nach dem Schloss
Herrschaftliche Landhäuser
in Frankreich sind
heiss begehrt

4 194707 006904

ECLIPSE CROSS PHEV

AB CHF 39'950.-*

Jetzt bei Ihrem Mitsubishi Partner



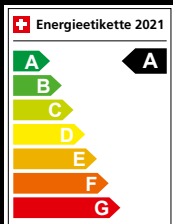
4x4 PLUG-IN HYBRID

Revolutionäre Technik und bahnbrechendes Design.
Für ein mit Sicherheit nachhaltig geprägtes Fahrvergnügen.

A Energieeffizienz-
Kategorie

55 km elektrische
Reichweite City

2.0 l/100km
Benzin



*Eclipse Cross PHEV 4x4 Value 2.4 Benzin/Automatik, CHF 39'950.-, Mixverbrauch 2,0 (Benzinäquivalent 4,66) l/100 km, CO₂-Ausstoss 46 g/km** plus 41 g/km aus Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienzklasse A.
Abb. Eclipse Cross PHEV 4x4 Diamond 2.4 Benzin/Automatik, CHF 49'950.-, 2,0 (Benzinäquivalent 4,66) l/100 km, CO₂-Ausstoss 46 g/km** plus 41 g/km aus Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienzklasse A. Preise inkl. MWST. **Durchschnittlicher CO₂-Ausstoss aller in der Schweiz verkauften Neuwagen: 169 g/km.



Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



Bundesräte im Ausland entzaubern sich

Der Bundesrat plant, die letzte Verhandlungsrunde ums institutionelle EU-Rahmenabkommen direkt in Brüssel zu führen. Die Rede ist von einem Treffen auf «allerhöchster Stufe».

Die Medien sind begeistert. Endlich ermannt sich unsere Regierung zum heldenhaften Schlussakt, zum ruhmvollen Finale in diesem seit Jahren sich quälend dahinschleppenden Geschäft.

Der Bundespräsident steht bereit. Auch der Aussenminister soll aufgeboten werden. Jüngste Idee ist, das Männerduo durch die Justizministerin zum Diversity-Trio aufzurüsten.

Richtig wäre das Gegenteil. Die Bundesräte sollten zu Hause bleiben. Im Ausland verhandelnde Bundesräte sind ein Sicherheitsrisiko für die Schweiz.

Es kam nicht gut heraus, als seinerzeit Verkehrsminister Moritz Leuenberger in Berlin über den Flugverkehr verhandelte.

Der Abstecher von Bundesrat Hans-Rudolf Merz nach Nordafrika, um Diktator Gaddafis Libyen-Geiseln zu befreien, war ein Horrortrip für Merz und für die Schweiz.

Ein oberflächlicher Blick in die Geschichtsbücher müsste eigentlich genügen, um die Bundesräte von der Inszenierung ihrer vermeintlichen Bedeutsamkeit auf ausländischen Bühnen abzuhalten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg schickte die Regierung ihren Unterhändler Walter Stucki zu schwierigen Verhandlungen nach Washington. Die sieben Bundesräte hielten gloriös die Stellung in Bern.

Virtuos zog Stucki die Amerikaner über den Tisch. Immer wenn es brenzlich wurde, musste er zurück in die Schweiz, um angeblich seine Chefs zu fragen. Die Zermürbungstaktik wirkte Wunder.

Diese schweizerische Doppelpass-Diplomatie über den Ozean hinweg war meisterhaft. Sie verlangte von den Beteiligten aber

einen gewissen Selbstverzicht, Zurückhaltung, Bescheidenheit.

Minister Stucki, kein Mann von mangelhaftem Selbstvertrauen, musste nach aussen den diensttreuen Untergebenen mimen, der keinen Bleistift anfasst ohne Befehl aus Bern.

Die Bundesräte wiederum mussten bereit sein, sich hinter dem Mysterium ihrer im-

Indianerhäuptlinge sind am eindrucksvollsten dann, wenn sie ihr Zelt nie verlassen.

ponierenden Unsichtbarkeit zu verstecken. Die im Dunkeln sieht man nicht.

Aber man respektiert sie. Nie waren Ansehen, Nimbus und Einfluss des Bundesrates grösser als damals. Indianerhäuptlinge sind

am eindrucksvollsten dann, wenn sie ihr Zelt nie verlassen.

Das ist längst vorbei. Heute sind die Bundesräte die Ersten, die der Verführung der Kameras und der Medien erliegen. Dem Druck, jemand zu sein, etwas zu verkörpern, kann niemand widerstehen.

Journalisten lechzen nach Bildern. Aber noch mehr nach Bildern lechzen die Politiker. Der symbolträchtige Auftritt überspielt, ersetzt oft die Substanz der Politik.

Bundesräte, die in Bern bleiben, bewahren ihr Geheimnis. Bundesräte, die im Ausland auftrumpfen wollen, entzaubern sich selbst.

Und sie überschätzen sich. Bundesräte sind keine Premierminister. Sie haben weder Weisungs- noch Richtlinienkompetenz. Sie haben keine richtige Macht.

Solange sie das Land nicht verlassen, bleibt der Mythos ihrer Autorität und Weisheit erhalten. Solange sie sich rarmachen, wirken sie grösser, als sie es jemals werden können.

Die Genialität der Schweiz liegt in der Staatsform, nicht im Personal. Es ist für den Bundesrat ein immenses Privileg, nicht in den Schützengräben der Aussenpolitik herumrobber zu müssen.

Tut er es trotzdem, erniedrigt er sich, macht er sich zum Bittsteller des Auslands, offenbart er seine institutionell gewollten Schwächen, die sonst verborgen blieben.

Nichts ist stärker als eine Regierung, die sich nicht zeigen muss. Die hinter den Kulissen wirkt, ihre Spitzenleute vorschickt, um abzuwarten und aus der sicheren Distanz zu führen.

Der Bundesrat sollte sich nicht kleiner machen, als er ist. Er sollte auf den Bitt- und Kriechgang nach Brüssel verzichten.

Wenn die EU der Schweiz noch etwas offerieren will, ist sie herzlich willkommen in Bern. Möchte sie das nicht, kann der Bundesrat den institutionellen Vertrag reinen Gewissens beerdigen. R. K.

Nase voll?
Ein Fall für
uns.

Hals-, Nasen-, Ohrchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Ayaan Hirsi Ali, Simonetta Sommaruga, Andrés Manuel López Obrador, Schlösser-Boom in Frankreich

Berichterstattung über Migration funktioniert nach einem simplen Muster: Man nehme ein Bild von kleinen Flüchtlingskindern, zeige sie in erbärmlichem Zustand und appelliere bei den Europäern an die Menschenwürde. Die Schattenseiten der Migration hingegen werden regelmässig ausgeblendet. Zum Beispiel die Gewalt gegen Frauen durch muslimische Einwanderer. Ayaan Hirsi Ali hat nun dieses Tabu gebrochen. In ihrem neuen Buch «Beute» dokumentiert die somalisch-amerikanische Menschenrechtlerin, wie durch verstärkte Zuwanderung aus islamischen Ländern nachweislich mehr Frauen sexuell geschändet und hart erkämpfte Rechte der Frauen zurückbuchstabiert werden. Ein mutiges Buch gegen die «Verschwörung des Schweigens» von Politikern, Behörden und Medien. **Seite 22**

Wer nicht mit Öl heize, auf ein Elektroauto umstelle oder ein Jahr gar nicht fliege, zahle weniger oder unter dem Strich gar nichts, sagt Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Mit solchen pauschalen Aussagen wirbt die Umweltministerin für ihr neues CO₂-Gesetz, das am 13. Juni an die Urne kommt. Doch wer zahlt denn die Zeche, wenn der Staat zum grossen milliardenschweren Umverteilen ansetzt? Betroffen sind dieses Mal vor allem die Hausbesitzer. 43 Prozent der 1,6 Millionen



Schattenseiten der Migration:
Menschenrechtlerin Hirsi Ali.

Schweizer Wohnbauten werden immer noch mit Öl beheizt. Der Brennstoff verteuert sich bei einem Ja massiv. Die Heizkosten für ein durchschnittliches Einfamilienhaus schnellen um mehr als ein Drittel hoch, wie der Hauseigentümergeverband Schweiz berechnet hat. Von dieser Kostensteigerung betroffen sind vor allem ältere Menschen. **Seite 26**

Andrés Manuel López Obrador, kurz Amlo, wurde mit Vorschusslorbeeren überhäuft, als er im Juli 2018 zum Präsidenten von Mexiko gewählt wurde. Amlo, so die Hoffnung vieler, sollte ein linkes Gegengewicht zu Donald Trump auf dem amerikanischen Kontinent werden. Doch es kam anders als gedacht. Der linke und der rechte Populist legten bald Gemeinsamkeiten an den Tag, die sich zuvor nur wenige hätten vorstellen können. Mit Hilfe des Mexikaners Leonardo Curzio, der kürzlich eine Biografie über López Obrador veröffentlichte, versucht Redaktor Alex Baur das Phänomen Amlo zu entschlüsseln. Gerade in Lateinamerika sind die Dinge selten so, wie sie zu sein scheinen. **Seite 34**

Die verschiedenen Lockdowns haben bei vielen das Bedürfnis geweckt, aufs Land zu ziehen. Prestigeobjekte sind besonders gefragt: In Frankreich zum Beispiel erleben wir gerade einen regelrechten Boom. Bettina de Cosnac hat sich umgesehen und umgehört. «Für den Pariser stimmt der Tausch», schreibt sie, «für sein Drei-Zimmer-Appartement in Paris bekommt er ein feudales Herrenhaus in einer guten Region. Und wer es sich leisten kann oder besonders verwegen ist, kauft ein Schloss.» Was braucht es, um ein solches Traum-Anwesen zu unterhalten, und wer sind die Käufer? **Seite 72**
Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

10 JAHRE

GARANTIE UND FREE SERVICE



10 YEARS

PREMIUM CARE

LEXUS

Bei Lexus unternehmen wir alles, was in unserer Macht steht, um den Besitz Ihres Lexus Automobils zu einer faszinierenden Erfahrung zu machen. Wir sind bestrebt, ein erstklassiges Erlebnis für unsere Kunden zu garantieren und bieten maßgeschneiderte Serviceleistungen, die darauf abgestimmt sind, Sie und Ihren Lexus bestens zu versorgen. Dafür stehen wir mit **10 JAHREN LEXUS FREE SERVICE UND 10 JAHREN GARANTIE***.

 **LEXUS**
EXPERIENCE AMAZING

*Serviceaktivierte 10-Jahres Garantie oder 160000 km ab 1. Inmatrikulation für alle Lexus Automobile (es gilt das zuerst Erreichte). 10 Jahre oder 100000 km Free-Service ab 1. Inmatrikulation für alle Lexus Automobile (es gilt das zuerst Erreichte). Detaillierte Informationen finden Sie auf lexus.ch.



Giesskanne: Post-Chef Levrat. Seite 16



Lustvolles Grossmaul: Bohlen. Seite 20



Krawall-Jugend: Seite 10

DIESE WOCHE

- 5 Editorial
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung
Rebellion der Secondos
- 11 Peter Rothenbühler
Lieber Guy Parmelin
- 12 Tagebuch Christoph Sigrist
- 14 Bern Bundeshaus
Banger Blick nach Brüssel
- 15 Blick in die Zeit
- 16 Selbstbedienungsladen Post
Christian Levrat an der Spitze
- 19 Personenkontrolle
- 19 Corona-Statistik
Kaum mehr Tote in der Schweiz
- 20 Mörgeli
- 20 Dieter Bohlen
Volkes Stimme
- 21 Peter Bodenmann
Rettet die Nationalbank die Credit Suisse?
- 22 Ayaan Hirsi Ali
Europas Frauen sind Beute
- 24 Quälgeist des Bundestags
Journalist Boris Reitschuster
- 25 Katharina Fontana
- 26 Simonetta Sommaruga
Schummeleien einer Bundesrätin
- 28 Boris Johnsons Impfstoff-Beschafferin
Task-Force-Chefin Kate Bingham
- 29 Kurt W. Zimmermann
- 30 Wie weiss ich, wer ich bin?
Norbert Bolz über Wertorientierung

- 32 David Degen
Kauft der Ex-Fussballprofi den FC Basel?
- 33 Raubzug auf die Apotheken
Gefährdete Impfstoffpatente
- 34 Andrés Manuel López Obrador
Mexikos linker Trumpf
- 36 Beruf: lesbisch
LGBTQ-Aktivistin Anna Rosenwasser
- 37 Thilo Sarrazin Stunde der Dilettanten
- 38 Geschäftsmodell Verwaltungsrätin
Verbessert das die Firmenführung?
- 40 Fertig frustig!
Was Frauen von Männern lernen können
- 41 Corona-Debakel im Blumenrain
Die Zustände im Zolliker Altersheim
- 42 Verlockung des Autoritären
Historikerin Anne Applebaum
- 43 Inside Washington
- 44 Algorithmus, ich liebe dich!
Lob der Online-Werbung
- 45 Henryk M. Broder
- 46 Aufstieg und Fall der Cuomos
Korruption, Frauenskandale, Hochmut
- 48 Leserbrief
- 49 Nachrufe G. Gordon Liddy,
Jean-Jacques Hegg
- 50 Beat Gygi

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 58 Der Traum des Baumwollbarons
Odyssee eines Bildes von Max Liebermann

- 52 Bücher der Woche
- 56 Peter Handke
Werkbilanz als Dada-Traum
- 57 Die Bibel
- 58 Der Traum des Baumwollbarons
Odyssee eines Bildes von Max Liebermann
- 60 Ballett 20 Jahre Richard Wherlock
- 61 Klassik Floating Points, Pharoah
Sanders, London Symphony Orchestra
- 61 Alben für die Ewigkeit
Jimi Hendrix: «Are You Experienced»
- 62 Serie «Patrick Melrose»
- 62 Medien Hundert Jahre *Schweizer Monat*
- 63 Jazz Irène Schweizer / Hamid Drake

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Frühstück mit Yossi Vardi
- 72 Schlüssel zum Schloss
Historische Anwesen in Frankreich
- 74 Tamara Wernli



«Stilleben um 1920», Johann C. Steinmann (*1866 Neftenbach, †1933 Affoltern am Albis)



«Vorfrühlingstag in Speicher, 1942», Karl Beutler (*1904 Scherzingen, †1996 Speicher)



«Blick auf das Bergkirchli Arosa, 1939», Hans Beat Wieland (*1867 Gallusberg bei Mörschwil, †1945 Kriens)

schweizerkunsthandel.ch

Verkauf | Beratung | Ankauf | info@schweizerkunsthandel.ch | Tel. +41 79 662 08 75

Rebellion der Secondos

Auffällig viele Randalierer der St. Galler Krawallnacht kommen aus Ausländerfamilien. Doch darüber spricht man nicht.

Alex Baur

Die St. Galler Stadtpolizei tat alles, um eine Eskalation zu vermeiden. Obwohl unbewilligt, begleitete sie am Karfreitag den Aufmarsch Hunderter Jugendlicher gegen die Corona-Massnahmen auf dem «Roten Platz» im Stadtzentrum während Stunden passiv. Erst als die Uniformpolizei gegen 22 Uhr von einem aggressiven Mob mit Steinen, Pyros, Schachtdeckeln und Flaschen angegriffen wurde, kamen die Krawall-Einheiten mit Gummischrot und Tränengas zum Einsatz.

Am Samstag erklärte Kommandant Ralph Hurni anlässlich einer Pressekonferenz wörtlich: «Insgesamt haben wir 21 Personen eingebraucht, davon, um diese Frage schon mal zu beantworten, sind 16 Schweizer, 15 mit ausländischem Hintergrund.» Dieser Anteil an Secondos war eklatant hoch. Ausser dem Online-Portal von *20 Minuten* nahm allerdings kein Medium die Zahl auf. Wie NZZ.ch berichtete, waren die Verhafteten «zur Hälfte Schweizer». Was war nun Sache?

«Keine Bio-Schweizer»

Auf mehrmaliges schriftliches und mündliches Nachhaken der *Weltwoche* korrigierte Polizeisprecher Roman Kohler die widersprüchlichen Versionen wie folgt: Die angeblich fünfzehn verhafteten Ausländer «scheinen» einem Versprecher verschuldet, Hurni habe wohl fünf gemeint. Die Stadtpolizei habe einen allfälligen Migrationshintergrund bei den Schweizern nicht abgeklärt. Genaueres war trotz Insistieren nicht zu erfahren. Am liebsten möchte man gar nicht über Nationalitäten sprechen.

Die Herkunft der Krawallanten von St. Gallen ist deshalb von Interesse, weil es sich um eine neue Bewegung handelt, die mit den bisherigen Protesten gegen die Corona-Massnahmen nichts am Hut hat und autonom funktioniert. Sie präsentiert auch keine konkreten Forderungen. Die Secondos traten dabei, wie auch aus diversen TV-Interviews hervorgeht, erstmals erkennbar in Erscheinung.

Ein Anhänger der Bewegung «Mass-voll!», der sich an den Event in St. Gallen verirrt hatte, erklärte gegenüber der *Weltwoche*, er habe kein

einziges ihm bekanntes Gesicht gesehen. Er ordnete den Aufmarsch einer Szene zu, die vor allem über Tiktok und Snapchat kommuniziert, sich nicht für Politik interessiert und politisch auch nicht einzuordnen sei. Die meisten Anwesenden seien «unüberhörbar keine Bio-Schweizer» gewesen. Im Klartext: wenig integrierte Secondos.

Es geht um mehr als bloss ein paar Jugendliche, die wieder feiern möchten.

Die Jugendlichen suchten den Konflikt mit der Polizei richtiggehend. Dabei hatten die Ordnungshüter – anders als bei früheren bewilligten Corona-Demonstrationen – die Jungen gewähren lassen und nicht einmal auf der Einhaltung der Maskenpflicht beharrt. Die Nachsicht wurde schlecht belohnt. Gemäss Einsatzleiter Anjan Sartory war ein harter Kern der Krawallanten mit einschlägiger Ausrüstung angereist – von der Gasmasken über Feuerwerk bis hin zu Molotow-Cocktails.

Die jugendliche Lust an Radau ist weder neu noch an eine Nationalität gebunden. Dass sie gerade jetzt unter den Secondos ausbricht, lässt allerdings aufhorchen. Die Secondos bekommen die Folgen der Corona-Massnahmen am direktesten zu spüren. Home-Schooling am Bildschirm mag für Mittelklasse-Spröss-

linge ein lustiges Experiment sein. Migrantenkinder, die selbst unter normalen Bedingungen mit Bildungsdefiziten kämpfen, laufen dagegen Gefahr, definitiv abgehängt zu werden.

Es ist auch ein Unterschied, ob man Mama beim Home-Office im Einfamilienhaus Gesellschaft leistet oder ob man den Shutdown zusammen mit einem arbeitslos gewordenen Vater und Geschwistern in einer Drei-Zimmer-Blockwohnung hinter sich bringt. Das zeitweilige Verbot von Gruppensport dürfte den Aufbau von Frust, Aggression und Langeweile zusätzlich begünstigt haben.

Umstrittene Rayonverbote

Schlecht integrierte Secondos sind die Hauptverlierer der Corona-Krise. Gastrobetriebe, der Detailhandel, die Transport- und die Unterhaltungsbranche bieten ihnen am ehesten Einstiegs- und Aufstiegschancen. Doch zurzeit ist es just in diesen Sparten fast unmöglich, einen Job, eine Lehrstelle oder auch nur ein Praktikum zu finden. Kein Sozialprogramm der Welt kann diese Lücke füllen. Falls die Konjunktur nicht bald wieder anzieht, kommen zappendustere Zeiten auf die bildungsfernen Schichten zu.

St. Gallen wollte eine Wiederholung der Karfreitags-Krawalle um jeden Preis verhindern. Als für Ostersonntag erneute Aufrufe in den sozialen Medien kursierten, wurde die Innenstadt abgeriegelt. Die Polizei fing 500 Jugendliche in der Gegend des Bahnhofs ab und belegte diese ohne viel Federlesens pauschal mit einer dreissigtägigen Wegweisung aus dem gesamten Stadtgebiet.

Mit den Rayonverboten – normalerweise sind diese auf 24 Stunden und ein bestimmtes Quartier beschränkt – wurde der rechtliche Rahmen voll ausgereizt. Die Bestrafung Unschuldiger, die sich zufällig in der Stadt aufhielten, wurde damit billigend in Kauf genommen. «Wir hatten keine Zeit für ausführliche Gespräche und Abklärungen», räumte Polizeisprecher Kohler ein.

Das rabiate Durchgreifen weist darauf hin, dass die Rebellion der Secondos von den Behörden ernst genommen wird. Es geht um mehr als bloss ein paar Jugendliche, die wieder feiern möchten.

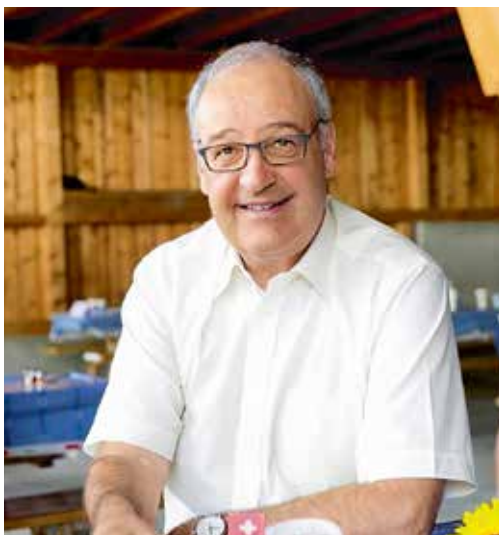


«Herzlichen Glückwunsch! Sie haben einen Geländewagen gewonnen!»

Lieber Guy Parmelin

Manchmal sieht man es Ihnen an, wie schwer es ist, in dieser Corona-Krise Bundespräsident zu sein. Das Amt zehrt an einem, auch an einem geerdeten Waadtländer Weinbauern. Man sieht, wie schnell Sie gealtert sind. Gleichzeitig haben Sie zugelegt: nicht nur an Gewicht, auch an Überzeugungskraft und Glaubwürdigkeit. Sie haben in kürzester Zeit das Format «Beliebter Landesvater» erreicht.

Sie reden mit dieser freundlichen, aber bestimmten Art des guten Familienvaters, runzeln dazu die Stirne, aber regen sich nie auf wie etwa der französische Premier Jean Castex, der sich kürzlich im Parlament eine gehässige Tirade gegen die Nörgler geleistet hat. Es werde etwas länger gehen, aber wir müssten da durch, ist Ihre Message. Und man nimmt es Ihnen ab. Auch in der deutschen Schweiz, wo sie ja lange Zeit nicht ganz ernst genommen wurden. Ist Angela Merkel die Mutti der Deutschen, so sind Sie zurzeit



Art des guten Familienvaters:
Bundespräsident Parmelin.

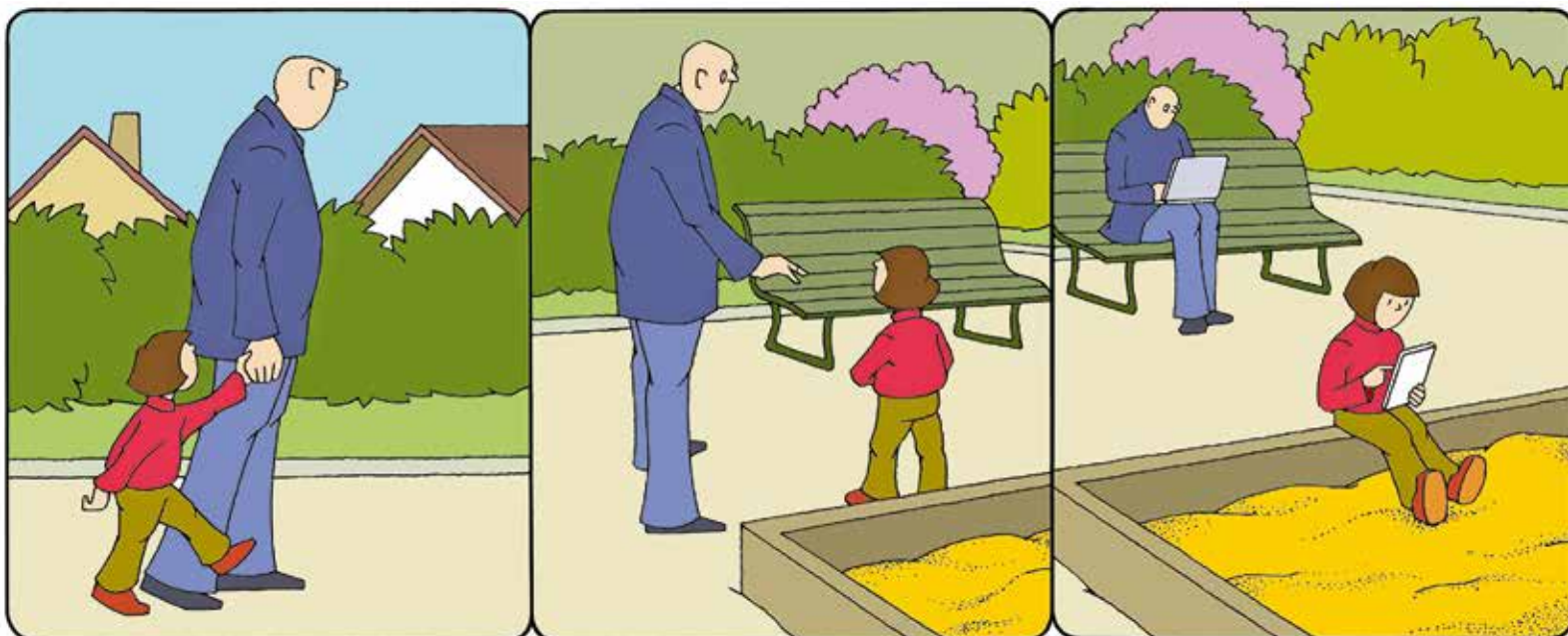
der Papa der Schweiz; beim Casting für einen neuen «Papa Moll»-Film würden Sie glatt die Hauptrolle kriegen.

Ich denke, heute würde das Schweizer Volk keinem anderen Bundesrat schlechte News so gut abnehmen wie Ihnen. Wobei man gleich-

wohl sagen muss, dass Sie die bessere Rolle erwischt haben als Gesundheitsminister Alain Berset, der seit Monaten alle Prügel für sämtliche Versäumnisse der Regierung einstecken muss, obschon die Corona-Entscheide kollegial getroffen wurden. Sie dürfen jeweils die Missverständnisse oder über-rissenen Angriffe ausbügeln. «Sieht er aus wie ein Diktator?», witzelten Sie vor der Presse. Und Solidarität bewiesen Sie bis zur Selbstverleugnung: So stehen Sie voll zu Berts Version des Lonza-Handels (sprich: Nichthandels). Nie lassen Sie sich gegen die Kollegen oder Kolleginnen instrumentalisieren und sind sogar bereit, nach Brüssel zu gehen, um beim Rahmenabkommen eine Lösung zu finden. Selbst hier, wo es aussichtslos scheint, traut man Ihnen neuerdings einiges zu. Ja, Sie kommen an. Danke.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Christoph Sigrist



Im Januar stand ich oft am Grab auf den Friedhöfen Zürichs. Natürlich habe ich es gewusst, die Zahlen sprachen für sich. Jeden Tag starben rund hundert Personen in der Schweiz an den Folgen von Covid-19. Am Grab wird keine Zahl genannt, sondern ein Name. Jedes Leben ist einzigartig, keine Todesart tödlicher. Wer am Grab steht, steht im Gegenwind. Die Urne liegt auf der Wiese, Gemeinschaftsgrab. Der Sarg entschwindet mit einem Teppich aus weissen Rosen dem Blick der Angehörigen im Boden. Es wird im Leben verschieden geglaubt – «Erde zu Erde» gilt allen Menschen. An der Volksurne wird mit Volksmehr abgestimmt – am Grab endet jeder Volkswille mit der Herrschaft des Todes. Ich höre mich sagen: «Der Herr ist mein Hirte.» Täusche ich mich? Anders, verändert, gehen wir vom Grab in die Welt mit ihrem Alltag zurück. Beginnt am Grab Gottes Wille mit dem Aufstand des Lebens?

Im Februar wurde ich zu einem Vortrag über diakonische Nutzungen von Kirchenräumen nach Hannover eingeladen. Digital trafen sich gegen 600 Teilnehmende aus ganz Europa. Ich hörte von Kirchen, die in ein Studentenwohnheim oder ein Kolumbarium überführt wurden, einen Aufbewahrungsort für Urnen. Eine liberale jüdische Gemeinde feiert Sabbat in einem evangelischen Gemeindezentrum. Eine liberale muslimische Gemeinde hält das Freitagsgebet in einer stillgelegten Kirche. Nichts Neues unter der Sonne. Ich erinnere mich an die Säule beim Eingang zum Dom in Palermo, wo der Beginn einer Sure aus dem Koran auf Arabisch steht. In Stein gemeisselte Sätze aus den heiligen Schriften können die Menschen nicht

aufhalten, den sakralen Raum auf aktuelle Bedürfnisse und Nöte hin umzunutzen.

Am 10. Februar sanken die Temperaturen stark. In Zürich übernachteten Obdachlose in Notunterkünften, den SWS-Werken Pfarrer Ernst Sieber, und wärmten sich im Café «Yucca» der Stadtmission auf, des diakonischen Werks, das neu Solidara heisst. Sie nächtigen aber auch unter Brücken, im Wald am Zürich- oder Üetliberg. Da ich im Vorstand des ökumenisch getragenen Vereins Solidara bin, helfe ich in einer Nacht aus. Und da sind sie nun, die Menschen, die hier wohnen, aber keine Adresse haben. Sie schlürfen die Suppe, schnarchen auf einer Matte und irren vor der Tür umher. Ich finde es gut, dass kirchliche und städtische Hilfswerke alles unternehmen, dass niemand wegen der Kälte draussen sterben muss. Jeder Mensch wird in seiner Würde respektiert, zu entscheiden, ob er in einer Unterkunft oder im Zelt die Nacht verbringen möchte.

Im März ist Fastenzeit, Passionszeit, so sage ich es als einer, der reformiert in Zürich geboren und aufgewachsen ist. Nach meinen Lehr- und Wanderjahren in der Ostschweiz bin ich seit bald zwanzig Jahren am Grossmünster. In der Zeit vor Ostern besuche ich viele Menschen in Heimen, Spitälern und daheim. Ich sehe, was es heisst, isoliert auf die Enkel zu warten. Voller Wut haut einer auf den Tisch, weil seine Buden, sein Lebenstraum, bachab gingen. Ein alter Mann zeigt mir stolz, wie er gelernt hat, mit seinem Sohn zu zoomen. Eine Frau erklärt, dass jeden Tag jemand von der Spitex kommt, alles liebe Leute. «Besonders schön ist, sie glauben alle anders, und sie kommen aus aller Welt. Die Welt kommt jeden Tag zu mir zu Besuch.»

Vor Karfreitag. Ich sitze in der Küche. Die alte Frau heizt ihren kleinen Ofen jeden Tag. Sie hat auf meinen Besuch gewartet. Sie geht in die Stube und kommt mit einer Hunderternote zurück. «Ich habe wegen Corona nicht so viel gebraucht. Ich lebe von der AHV, das reicht mir. Sie kennen sicher andere, denen es schlechtergeht.» Ich gehe, mein Handy surrt. Eine Mutter mit zwei Kindern schreibt, sie habe kein Geld mehr und auch kein Essen. Sie steht im Prozess, Asyl zu bekommen. Am nächsten Morgen sitzt sie vor mir in der Helferei, und ich gebe ihr die hundert Franken. «Ein Ostergeschenk einer alten Frau. Geh doch an Ostern mit deinen Kindern in den Zoo. Und hier noch Geld für Essen, von vielen Menschen gespendet, um es dir zu geben.»

Ostern. Nach zwei Gottesdiensten mit wunderschöner Musik Johann Sebastian Bachs bin ich erschöpft. Mit Bekannten steige ich auf den Karlsturm des Grossmünsters. Zum letzten Mal nehme ich den Trichter. Während der Karwoche sang ich jeden Abend nach dem Sechs-Uhr-Läuten den Stadtsegen. Ein Betruf, den ich im Alpstein kennengelernt hatte und den ich auf die Stadt umschrieb. Der See glitzert. Bewohnerinnen und Bewohner unseres Dorfs ums Grossmünster, sie warten ein letztes Mal. «Bhüet di Gott, die ganz Wält, all Mänsche.» Etwas füllt sich in mir. Nicht mehr «Flasche leer». Nein, erfüllt mit neuer Kraft von oben, steige ich hinunter. Das Handy surrt, jemand sucht meine Hilfe.

Christoph Sigrist ist Pfarrer am Zürcher Grossmünster und lehrt als Titularprofessor für Diakoniewissenschaft an der Universität Bern.



VIP-Spezialreise «Azoren»

Hoch lebe der Inseltraum!

Man kennt es aus den Wetterprognosen: das berühmte Hoch über den Azoren. Dieses spielt für das Klima in unseren Breiten-graden eine entscheidende Rolle. Höchste Zeit, auf unserer 8-tägigen Exkursion den Zauber der Trauminseln mitten im Atlantik zu erkunden!

Grüne Täler, tosende Wasserfälle, unberührte Landschaften, Vulkankrater, einsame Strände und malerische Küstendörfer – die neun zu Portugal gehörenden Inseln lassen mit ihrer einzigartigen Vielfalt das Herz höher schlagen. Fernab vom Massentourismus versprüht jedes Azoren-Eiland seinen eigenen Charme.

Nach der Ankunft in Ponta Delgada auf der Insel São Miguel lassen wir beim Dinner im 5-Sterne-Grand-Hotel «Açores Atlântico» den ersten Tag mit gutem Essen in geselliger Atmosphäre ausklingen. Am nächsten Tag besuchen wir das vulkanische Furnas-Tal. Seine heissen Quellen, Mineralquellen, der botanische Garten und eine Teeplantage sind die Höhepunkte am Nachmittag.

Am dritten Tag erwartet uns eine Schifffahrt auf hoher See. Gut möglich, dass mächtige Walfische und verspielte Delfine uns ihre Reverenz erweisen. Der Vulkankomplex Sete Cidades steht am vierten Tag auf dem Programm. Auf dem Weg geniessen wir das

spektakuläre Panorama von der Caldera. Traditionelle Architektur bewundern wir in Ribeira Grande. Auf der Fahrt zur Lagoa do Fogo erfreuen wir uns wiederum an wunderschönen Ausblicken.

Ein Inselhüpfen nach Terceira folgt am fünften Tag. Nach kurzem Flug checken wir im 4-Sterne-Hotel «Terceira Mar» in Angra do Heroísmo ein. Der Stadtkern, den wir tags darauf besichtigen, gilt als Juwel der Azoren. Immer wieder erleben wir den einfachen Lebensstil und die unkomplizierte Freundlichkeit der Inselbewohner, die den Aufenthalt zum unvergesslichen Erlebnis machen.

Entlang der Südküste führt die Reise am siebten Tag über traumhafte Bergstrassen nach São Sebastião. Wir erkunden die Stadt, deren Geschichte bis ins 15. Jahrhundert zurückreicht. Über Porto Martins fahren wir weiter nach Serra do Cume, wo wir eine Höhle, das Weinmuseum sowie ein Naturschwimmbecken aus Lavagestein besichtigen.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Azoren»

Reisetermin:

26. September bis 3. Oktober 2021

Leistungen:

- Flug Zürich–Ponta Delgada und zurück ab Terceira
- Inlandflug Ponta Delgada–Terceira
- Hotel–Flughafen-Transfer
- 4 Übernachtungen mit Halbpension in Ponta Delgada
- 3 Übernachtungen mit Halbpension in Angra do Heroísmo
- 3 Mittagessen
- Transfers, Eintritte und Ausflüge gemäss Programm
- Qualifizierte, deutsch sprechende Reiseleitung
- Ausführliche Reiseunterlagen
- Citytax/Kurtaxe, Insolvenzversicherung

Preise (pro Person im DZ):

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 2800.–

Für Nichtabonnenten: Fr. 3100.–

Buchung ohne Risiko:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch. Reisebuchungen für 2021 können Sie ohne Angabe von Gründen bis 60 Tage vor Reisebeginn kostenlos stornieren!

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Enger Horizont

Martina Hirayama, Staatssekretärin für Bildung, sieht das Heil der Schweizer Universitäten in teuren Forschungsprogrammen mit der EU. Dabei gäbe es Alternativen.

Das institutionelle Abkommen der Schweiz mit der EU (InstA) steht vor dem Aus. Diese Abfuhr lassen die Funktionäre in Brüssel nicht auf sich sitzen. Der Block baut – unterstützt von willfähigen Schweizer Staatsbediensteten und Journalisten – verschiedene Drohkulissen auf, was der Eidgenossenschaft blüht, wenn sie es wagt, einen eigenen Weg einzuschlagen.

Zu den Lieblingsthemen der EU-Jünger gehört die Blockade beim Programm für Forschung und Innovation «Horizon Europe» (2021–2027). Weil die Regierung das InstA partout nicht unterschreibe, zeige die Europäische Kommission der Schweiz bei der Zusammenarbeit im Forschungsbereich die kalte Schulter, heisst es.

Und noch gravierender: Die bemitleidenswerte Martina Hirayama, Direktorin des Staatssekretariats für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI), versuche seit Wochen in Brüssel erfolglos, einen Termin für ein Gespräch zu bekommen, lassen die Beamten im Bundeshaus durchsickern. Die deutsch-schweizerische Doppelbürgerin werde von ihren Counterparts in Brüssel jedoch einfach verschmäht. Die hiesigen Spitzenforscher verlören den EU-Anschluss, heisst es in alarmistischen Tönen.

Machtgehebe und Trotzreaktion

Eigentlich verrückt: Rein formal haben das InstA und die Wissenschaftsanstrengungen der EU nichts miteinander zu tun. Der Bundesrat beantragte dem Parlament, einen Kredit von mehr als sechs Milliarden Franken als Schweizer Beitrag für Horizon Europe zur Verfügung zu stellen. Die Räte bewilligten das Geld. Die Steuergelder liegen bereit.

Die Massnahmen der Europäischen Union sind also reines Machtgehebe und eine politische Trotzreaktion. Die Schweiz steht dabei nicht alleine da. Die Briten und die Israelis will man in den Bereichen Quantentechnologie und Raumfahrt ebenfalls aus der überstaatlichen Zusammenarbeit ausschliessen. Als Begründung gibt die EU an, diese Sparten seien sicherheitsrelevant und strategisch bedeutend. Doch ausgerechnet in diesen Sparten arbeiten

in den drei Ländern Forscher, die weltweit zu den besten gehören.

Dazu kommt: Die Eidgenossenschaft und das Vereinigte Königreich gehören zu den Vorzeigeeuropäern, was die Raumfahrt betrifft. Beide Länder zählen zu den Gründungsmitgliedern der 1975 in Paris gegründeten Europäischen Weltraumorganisation (ESA) und waren bei allen wichtigen Missionen – wie der



Wo ist die Vorwärtsstrategie?
Chemikerin Hirayama.

Trägerrakete Ariane – von Anfang an mit dabei. Dass die beiden Länder nun plötzlich nicht mehr vertrauenswürdig sein sollen, lässt tief blicken und die Frage aufkommen, welche Motive hinter der Abwehrhaltung der EU-Kommission stecken.

Wäre es nicht an der Zeit, dass die aus dem Frankenland stammende Martina Hirayama und ihre Leute vom SBFI eine Vorwärtsstrategie entwickelten und ihre Prioritäten neu justierten? Wenn die EU auf stur schaltet, bedeutet das vielleicht eine Chance für ein verstärktes Zusammengehen mit Grossbritannien und

Israel. Immerhin kennt die Amts-Chefin die Vorzüge der Top-Universitäten in der Schweiz und auf der Insel. Die 51-jährige Chemikerin und Dozentin studierte an der ETH Zürich und am Imperial College London und forschte anschliessend an der ETH Zürich.

Beide Eliteschulen heben sich klar vom Mittelmass der kontinentalen Bildungsstätten ab. Gemäss verschiedenen internationalen Universitätsrankings befinden sich nur Hochschulen des Vereinigten Königreiches auf den vorderen Plätzen. Einzige Ausnahme: die Zürcher ETH. Von Akademien aus dem EU-Raum findet sich in diesen Ranglistenbereichen keine Spur.

Mutlos statt selbstbewusst

Doch beim SBFI winkt man ab: «Die Forschungszusammenarbeit wird in jedem Fall nach wie vor hauptsächlich über das EU-Rahmenprogramm für Forschung und Innovation stattfinden, weil es das weltweit grösste und finanziell wichtigste Förderprogramm in praktisch allen Bereichen der wissenschaftlichen Forschung und Innovation darstellt», erklärt Simone Keller, stellvertretende Leiterin Ressort Kommunikation. Die Kooperationsmöglichkeiten seien ungleich grösser als in einem Programm, «das nur Grossbritannien, Israel und die Schweiz umfassen würde».

Das Powerplay und die Drohungen der EU-Kommission verfangen beim Departement von SVP-Wirtschaftsminister Guy Parmelin. Martina Hirayama, seit gut zwei Jahren an der Spitze des SBFI und Herrin über jährliche Fördergelder von 4,5 Milliarden Franken, bezeichnet eine Teilnahme am EU-Forschungsprogramm als oberste Priorität. «Der Bundesrat strebt eine Vollasoziiierung an Horizon Europe an», heisst es aus ihrem Staatssekretariat. Im Idealfall könnten sich am Ende der gegenwärtig geführten Diskussion alle assoziierten Staaten an den Ausschreibungen für die Forschungsprojekte beteiligen.

Sicher, die Hoffnung stirbt zuletzt. Doch mit diesem mutlosen statt selbstbewussten Vorgehen setzen sich die Verantwortlichen weiter der Willkür Brüssels aus.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Der politische Journalismus krankt in Deutschland am selben Übel wie in der Schweiz: Die Wege zur Macht sind zu kurz. Der deutsche Regierungssprecher arbeitete früher beim ZDF. Mehrere Bundessprecher arbeiteten früher bei SRF. Kritisches Fragen kann Karrierechancen vereiteln.

Im ZDF sind die harten Interviews inzwischen im Unterhaltungsprogramm zu finden. Talkshow-Moderator Markus Lanz trieb jüngst Kanzler-Aspirant Armin Laschet so lange in die Enge, bis dieser weder ein noch aus wusste. Der Mann, der bald mit Xi Jinping und Wladimir Putin verhandeln soll, klammerte sich an ein Glas Wasser, als wäre es ein Zauberspruch. Der *Spiegel* fragte anerkennend, wie kurz wohl der Prozess wäre, den ein Lanz in dieser Form mit Angela Merkel machen würde.

SRF sollte erwägen, Alain Berset von Kurt Aeschbacher befragen zu lassen.

Das die *New York Times* ein Buch mit dem Schauplatz Schweiz auf der Bestsellerliste führt, hat Seltenheitswert. Der Autorin Sue Prideaux ist das Kunststück mit ihrer Nietzsche-Biografie gelungen.

Inzwischen liegt das Buch auf Deutsch vor. Es trägt den schönen Titel «Ich bin Dynamit» und spielt massgeblich in der Schweiz: in Basel, wo Nietzsche lehrte; in Tübingen, wo Richard Wagner lebte; in Sils-Maria, wo Nietzsche mehrere Sommer verbrachte.

Nietzsche-Kenner wenden ein, Prideaux' Darstellung sei wenig originell. Das mag sein. Aber ihr Buch ist grosse Unterhaltung, Buchstabenkino, Bildungs-Hollywood. «Ist das Leben nicht hundert Mal zu kurz, sich in ihm zu langweilen?», fragte

Nietzsche. Prideaux schafft es, fünfhundert Seiten über einen Philosophen des 19. Jahrhunderts zu schreiben, ohne langweilig zu sein. Dafür erhielt sie den ältesten Literaturpreis Grossbritanniens, den prestigeträchtigen Hawthornden-Preis, der Werke von aussergewöhnlicher Imagination auszeichnet.

Tatsächlich kann man die Parfümluft in Wagners seidengeschmücktem Künstlerhaushalt förmlich riechen, wenn Prideaux davon erzählt. Nietzsche war oft in Tübingen zu Gast,

Ein Aussenseiter wie Nietzsche hätte heute kaum mehr eine Chance an einer Schweizer Universität.

verbrachte Weihnachten bei Wagners und hatte sogar ein eigenes Zimmer in dem herrschaftlichen Landhaus bei Luzern.

Die Landzunge Tübingen am Vierwaldstättersee war für Nietzsche die «Insel der Seligen». Später sollte er seine Zeit dort als «aller glücklichste» bezeichnen. Das übertrifft selbst sein Lob für das geliebte Oberengadin. Aufgewachsen im heutigen Sachsen-Anhalt, nannte Nietzsche die Gegend um Sils-Maria seine «rechte Heimat und Brutstätte».

Weniger wohl fühlte er sich in Basel, auch wenn ihn die Behörden grosszügig behandelten. Freundschaftlich verkehrte er mit Jacob Burckhardt. Beide waren sie «Unzeitgemässe», um es angemessen nietzscheanisch zu formulieren.

Burckhardt verbat sich jede modische Spekulation über einen notwendigen Verlauf der Geschichte, wie ihn Karl Marx behauptete. Und als Kulturhistoriker legte er erst frei, was wir heute als «Renaissance» verstehen: eine Epo-

che europäischer Geschichte, kein zeitlich zufälliges Zusammentreffen künstlerischer Genies. Nietzsche wiederum war der Philologe, der Philosophie trieb; der Pastorensohn, der von Gott abfiel.

So mitreissend Prideaux' Buch teilweise ist, macht es doch auch einen Rückschritt deutlich. Ein Aussenseiter wie Nietzsche hätte heute kaum mehr eine Chance an einer Schweizer Universität. Nonkonformismus gilt dort allzu oft als Beleg für falsches Denken. So fehlte der Universität Luzern im Dezember der Mut, zwei kritische Dozenten in der Corona-Debatte zu verteidigen.

Auch dazu hatte Nietzsche etwas zu sagen: «Man verdirbt einen Jüngling am sichersten, wenn man ihn anleitet, den Gleichdenkenden höher zu achten als den Andersdenkenden.»

Als Bundesrat sei Ignazio Cassis ein «Praktikant», sagte Christian Levrat im Dezember 2017. Cassis hatte sein hohes Amt erst einige Monate zuvor angetreten.

Levrats Urteil war streng, aber vertretbar. Es gibt keine Ausbildung zum eidgenössisch diplomierten Bundesrat. Immerhin hatte Cassis schon Erfahrung in der Politik: Er sass zehn Jahre im Parlament, ehe er in die Regierung wechselte.

Nun verlässt Ständerat Levrat die Politik und wird Präsident der Post. Er verantwortet künftig die Strategie eines Konzerns mit 40 000 Mitarbeitern und 7 Milliarden Franken Umsatz im Jahr. Dabei hat er noch nie in einem Unternehmen gearbeitet.

Welche Bezeichnung dem Politiker Levrat für eine solche Personalie eingefallen wäre? Schnupperlehrling?

Grösster Postraub der Geschichte

Jahrelang nahmen die Beamten den Staatsbetrieb aus. Zweieinhalb Milliarden Franken verschoben sie in die Pensionskasse. Kann, will Gewerkschafter Christian Levrat aufräumen?

Beat Gygi und Erik Ebnetter

Es geschah am helllichten Tag. Am 1. September 1997 fuhren fünf Männer mit einem Fiat Fiorino zur Fraumünsterpost in Zürich. Dort luden sie fünf Geldkisten in ihren Lieferwagen. Zwei Kisten mussten sie zurücklassen. Sie erbeuteten 53 Millionen Franken.

Einige Tage später erschien ein Inserat: «Liebe Posträuber, im Mazda E 2000 hätten sogar 70 Millionen Franken Platz gehabt.» Doch es war auch so der grösste Schweizer Postraub aller Zeiten.

Patronage-Kultur

Am 31. März 2021, fast ein Vierteljahrhundert später, stellte SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga den neuen Post-Präsidenten vor: Es ist der Freiburger Ständerat Christian Levrat. Zwölf Jahre lang präsidierte er die SP. Sein ganzes Berufsleben verbrachte er in der Politik, als Gewerkschafter und Funktionär. Nun wechselt er in die Wirtschaft, an die Spitze eines Unternehmens mit 40 000 Mitarbeitern und sieben Milliarden Franken Umsatz im Jahr.

Gross ist die Empörung in Politik und Medien. Levrat sei eine «kapitale Fehlbesetzung», sagt FDP-Nationalrat Christian Wasserfallen. «Sind wir Österreich oder schon Bulgarien?», fragt *Nebelspalter*-Chefredaktor Markus Somm.

So verständlich die Vorwürfe auch sind, haben sie doch etwas Rituelles. Die Patronage-Kultur der Post ist legendär. Ihr amtierender Präsident ist der frühere CVP-Ständerat Urs Schwaller, lanciert von der damaligen CVP-Bundesrätin Doris Leuthard.

In den neunziger Jahren herrschte SP-Mann Jean-Noël Rey als Generaldirektor der Post, die seinerzeit PTT hiess. Vorgeschlagen hatte ihn SP-Bundesrat Otto Stich. Bald sprach man von «Opus Rey». Wer Karriere machen wollte, brauchte «Vitamin P». Die Post war eine Lachnummer. Am Ende musste Rey zurücktreten. Er hatte die Vetternwirtschaft im Staatsbetrieb zu weit getrieben.

Heute präsentiert sich das bundeseigene Unternehmen geläutert. Im Geschäftsbericht

heisst es: «Die Post räumt dem Thema Corporate Governance einen hohen Stellenwert ein.» Seit Jahren orientiere man sich am «Swiss Code of Best Practice for Corporate Governance» von Economiesuisse.

«Wir sind froh und stolz»

Trotzdem wirken die Muster der alten Patronage-Kultur fort. Unbeachtet von der Öffentlichkeit verschob die Post ab 2004 rund 2,5 Milliarden Franken in die Pensionskasse ihrer Angestellten (PK Post). Das ist fünfzig Mal mehr, als die Fraumünster-Posträuber seinerzeit erbeutet hatten. Ein Beobachter spricht ironisch vom «grössten Postraub der Geschichte – mit dem Segen des Bundesrats».

Die letzte grössere Beschlagnahme datiert von 2017. Im Finanzbericht steht, der Stiftungsrat der PK Post habe eine Reduktion des technischen Zinssatzes beschlossen: von 2,25 auf 1,75 Prozent. Auch der Umwandlungssatz sinke: von 5,35 auf 5,1 Prozent.

Mit anderen Worten: Es soll länger dauern, bis das Vorsorgekapital eines pensionierten Mitarbeiters aufgezehrt ist und dessen Rentenanspruch zur Belastung für die Kasse wird. Statt 5,35 Prozent erhält ein Pensionär nur noch 5,1 Prozent seines angesparten Vorsorgevermögens jährlich ausbezahlt.

Diese Verringerung der Jahresrente wollte man ausgleichen. Die Post überwies 100 Millio-

nen Franken an die PK. Hinzu kamen einmalig 400 Millionen zur Erhöhung des Deckungskapitals. Insgesamt zahlte die Post der PK eine halbe Milliarde Franken zur Abfederung des Grundlagenwechsel.

War sie dazu verpflichtet? Nein. Warum tat sie es trotzdem? Post-Finanzchef Alex Glanzmann, der als Vizepräsident des PK-Stiftungsrats wirkt, gab 2017 die Antwort in einem Interview mit der Personalzeitschrift: «Die Post ist sich der Sozialverantwortung ihren Arbeitnehmenden gegenüber bewusst und will diese auch wahrnehmen. Diese ausserordentliche Beteiligung der Post – übrigens nicht die erste – kam auch zustande, weil bei der PK Post nun gewisse versicherungstechnische Parameter angepasst werden, die wiederkehrende Verluste verhindern sollen. Wir sind froh und stolz, dass wir seitens der Post helfen können.»

Weniger Gewinn

Das klingt nobel. Aber wer hat die milde Gabe für die Post-Rentner wirklich bezahlt? Es ist nur vordergründig die Post selber, denn sie hat einfach entsprechend weniger Gewinn an den Bund abgeführt. Die Differenz geht zu Lasten der Bundeskasse.

Die Post-Mitarbeiter müssten also den Steuerzahlern für die edle Spende danken, sehen aber naturgemäss ihren Arbeitgeber als Wohltäter. Das kommt dem Post-Management gelegen: Stolz verweist man in den Geschäftsberichten auf die hohe Mitarbeiterzufriedenheit. Erkauft ist sie mit fremdem Geld.

Das hat bei der Post Tradition, wie es Finanzchef Glanzmann schon im Interview von 2017 andeutete. Schaut man ältere Finanzberichte an, kommen solche Zuwendungen immer wieder zum Vorschein.

Wer sich für die handwerklichen Details interessiert: Die Post zahlte das Geld zuerst in die sogenannte Arbeitgeberbeitragsreserve der PK. Anschliessend bediente die PK-Leitung ihre Versicherten aus diesem Topf. Von 2004 bis 2014 gingen so insgesamt 1,96 Milliarden Franken von der Post an die PK. Zuerst waren es Jahrestanchen von 350 Millionen Franken, zu-



„Eigentlich wollte ich Architekt werden...“



Fünffseitiger Forderungskatalog: Neo-Manager Levrat.

letzt solche von 100 Millionen. Für die Jahre vor 2004 fehlen verlässliche Zahlen, weil die Post keine konsolidierte Rechnung führte. Es wäre allerdings keine Überraschung, wenn schon bis 2004 namhafte Beträge geflossen wären.

Unterstützt von den Gewerkschaften

Ein Indiz dafür ist der Post-Finanzbericht von 2008. Dort steht: «Der Bundesrat erwartet, dass aus dem erwirtschafteten Gewinn prioritär die als notwendig erachtete Kapitalbasis schrittweise ausgebaut und die Pensionskasse Post finanziert wird. Erst in zweiter Linie erwartet der Eigner eine angemessene Gewinnausschüttung für das vom Bund zur Verfügung gestellte Eigenkapital.»

Das heisst: Der Bundesrat unterstützte das Post-Management mindestens ab 2008 im Bestreben, mit Steuerzahlergeld die Pensionskasse der Angestellten zu äufnen. In diesem Jahr schickte die Post 250 Millionen Franken aus dem Gewinn an ihre PK, der Bund als Eigner erhielt nur 170 Millionen Franken.

Der damalige Post-CEO hiess Ulrich Gygi (SP-Mitglied, ernannt auf Vorschlag von SP-

Bundesrat Moritz Leuenberger). Im Jahresbericht schrieb Gygi, der kurz vor seinem Rücktritt stand: «Für die Post ist entscheidend, dass wir mehr unternehmerische Spielräume erhalten, unsere Geschäftsfelder freier bestimmen können und gleich lange Spiesse erhalten wie unsere Konkurrenz.»

Die Post-Führung hat die grossen Spielräume und langen Spiesse virtuos genutzt.

Heute kann man sagen: Es lief auch Gygis Nachfolgern gut, trotz dessen mahnenden Worten für die Galerie. Die Post-Führung hat die grossen Spielräume und langen Spiesse, die ohnehin schon bestanden, virtuos genutzt und verteilte weiterhin tüchtig Bundesgelder um.

Die Mittel, die man von 2004 bis 2014 ins Trockene brachte, dürften gut 6 Prozent der Lohnsumme entsprochen haben. Es handelte sich dabei um eine verdeckte, fremdfinanzierte Lohnaufbesserung für das Post-Personal, höchstwahrscheinlich unverteuert,

in dem Sinn ein doppelter staatlicher Bonus. Unterstützt wurde die Post-Spitze bei ihren Machenschaften von den Gewerkschaften, die traditionell im Verwaltungsrat des Staatsbetriebs mitreden.

Solche Arbeitnehmervertreter geben sich selten mit Lohnerhöhungen zufrieden, sondern fordern auch bezahlte Arbeitszeitreduktionen. Die Post scheint in dieser Hinsicht ebenfalls grosszügig zu sein. Jeder Post-Mitarbeiter fehlt durchschnittlich zwölf Tage im Jahr wegen Krankheit und Unfall. In der öffentlichen Verwaltung liegt dieser Schnitt gesamtschweizerisch bei 3,6 Tagen. Selbst im körperlich anspruchsvollen Baugewerbe sind es nur 4,2 Tage. Die Post hat hier offensichtlich ein Führungsproblem.

Hinzu kommt: Der Ausblick für die Pensionskasse bleibt düster. Die Post hat pro Rentner nur 1,3 aktive Beitragszahler. Bei vergleichbaren Unternehmen sind es über drei. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis neue Mittel nötig sind.

Lohn eines Bundesrats

Immerhin: Seit 2018 der Subventionsbetrag der Postauto AG aufgefliegen ist (Deliktsumme: 200 Millionen Franken), geben sich die Post-Manager demütiger. Die Skandale sollen endgültig der Vergangenheit angehören. Dafür brauchte es nun aber einen Aufräumer als Chef.

Ob Levrat diese Rolle übernehmen will, ist fraglich. Als Präsident der Zöllner-Gewerkschaft Garanto versucht er zurzeit, mit der Eidgenössischen Zollverwaltung einen «Sozialplan» auszuhandeln. Das Finanznachrichten-Portal *Inside Paradeplatz* hat darüber berichtet.

Der fünffseitige Forderungskatalog datiert vom 29. Januar. Levrats Ziele können Post-Mitarbeiter nur träumen lassen: Angleichung der Löhne nach oben; keine Entlassungen; freie Postenwahl ab 55; drei Jahre «Planungssicherheit» für die Feiertage; zwei Stunden Sport pro Woche und «andere fitnessfördernde Massnahmen» auf Arbeitszeit; ergonomische Ausstattung der Arbeitsplätze und Dienstwagen; Ernährungs- und Bewegungsberatung; und so weiter und so fort.

Levrat selber findet bei der Post komfortable Arbeitsverhältnisse vor. Für ein 50-Prozent-Pensum bezieht er einen Lohn von 225 000 Franken pro Jahr; hinzu kommen Spesen. Hochgerechnet auf eine Vollzeitstelle, verdient er so viel wie ein Bundesrat.

Der Preis dafür ist hoch: Der Gewerkschafter ist nun für die ordnungsgemässe Führung des Unternehmens verantwortlich. Das heisst auch, die unüblichen Privilegien der Mitarbeiter zur Diskussion zu stellen. Das Parlament hat nie über die milliardenteure Sanierung der Post-Pensionskasse mittels Steuergeldern befunden. Spätestens wenn der nächste Finanzengpass kommt, wird diese Debatte unvermeidlich sein.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'351'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



1 ½ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete 1'400.- p/Mt., NK 140.-, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8110 **Pfäfers**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'933'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 996'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 891'000.-, Bezug auf Anfrage
www.birch-seuzach.ch



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'521'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8121 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'859'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 673'400.-, Bezug nach Vereinbarung
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Mühlalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch

Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert!



3 ½ Zi. Terrassenwohnung
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'101'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 👍
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:

EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich

PERSONENKONTROLLE

Cassis, Müller, Gmür, Noser, Müller, Krähenbühl, Aebi, Nussbaumer, Markle, Morgan, Breton



Palästina-Sympathisant: Geri Müller.

Ignazio Cassis, Shutdown-Flüchtling, nutzte die Ostertage für einen Nahost-Trip nach Bagdad, Oman und in den Libanon. Mit dem freisinnigen Aussenminister reisten die Ständeräte **Damian Müller** (FDP) und **Andrea Gmür** (Mitte). Dem Normalbürger sind solche Reisen bis auf weiteres nur unter Erschwernissen möglich; zwei der Stationen befinden sich auf der Quarantäneliste des BAG. Der Bundesrat verordnet zwar dem ganzen Land eine Home-Office-Pflicht, selber ist er aber offensichtlich zum *courant normal* übergegangen. Schon in normalen Zeiten gehört der Nahe Osten nicht zu den drängendsten Themen; im Aussendepartement schwelt der Rahmenvertrag mit der EU vor sich hin. Was die Mitnahme der beiden Ständeräte erklären würde: Hat Cassis in der irakischen Wüste den Schlachtplan entworfen, wie er das Vertragswerk doch noch durchs Parlament bringen will? Damian Müller ist neben **Ruedi Noser** der lauteste freisinnige Fürsprecher des Rahmenvertrags. (fsc)

Geri Müller, Sympathisant, tauchte diese Woche in Bern auf. Der Präsident der Gesellschaft Schweiz-Palästina reichte im Bundeshaus eine Petition an Parlament und Bundesrat ein. Die Absicht des ehemaligen Stadtammanns von Baden und grünen Nationalrats ist es, eine Rehabilitation des früheren Generalkommissars des Uno-Hilfswerks für palästinensische Flüchtlinge (UNRWA), **Pierre Krähenbühl**, zu bewirken. Der Genfer war zurückgetreten, nachdem ein geleakter interner Bericht ein schlechtes Licht auf die UNRWA-Führung geworfen hatte. Ein Uno-Bericht entlastete ihn später von den Vorwürfen. Dass sich Geri Müller derart für Pierre Krähenbühl ins Zeug wirft, macht durchaus Sinn. Beide gelten als treue Sympathisanten der Palästinenser und scharfe Kritiker der israel-



«Wahnideen»: Meghan Markle.

lischen Gegenseite. Für was hat man denn sonst Freunde? (odm)

Andreas Aebi, Globetrotter, lässt sich durch die Covid-19-Pandemie nicht von seinen Reiseplänen abbringen. Wie geplant, besucht der Nationalratspräsident vom 15. bis 21. April in offizieller Mission Kenia und Burkina Faso. Die Corona-Schutzmassnahmen würden selbstverständlich eingehalten, sagt der SVP-Politiker und Inhaber eines Reisebüros. Begleitet wird der Berner von SP-Nationalrat **Eric Nussbaumer**. Der Präsident der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz freut sich sicher auf den Abstecher. Statt des nicht endenden Ringens um das EU-Rahmenabkommen mit dem regnerischen, frostigen Brüssel kann der Baselbieter für ein paar Tage mit seinem Ratskollegen den sonstigen afrikanischen Kontinent erkunden. (odm)

Meghan Markle, vulgo Herzogin von Sussex, muss sich weiter mit ihrem Lieblingsfeind Piers Morgan herumschlagen. In US-Medien legte der britische Ex-Moderator, der nach dem Oprah-Interview des königlichen Paares gekündigt hatte, noch einmal nach. Prinz Harrys Frau sei eine «von Wahnideen besessene Herzogin, die sich auf Kosten der Royals mit Millionen zu bereichern sucht, indem sie die Familie nieder macht». Tönt hart, aber fair. (ky)

Thierry Breton, Berufseuropäer, entpuppt sich als kleinlicher Nationalist. In einem neuerlichen Versuch, das Impfdebakel der EU schönzureden, versprach der für den Binnenmarkt zuständige französische EU-Kommissar Herdenimmunität bis zum Sommer. Als «symbolisches Datum» wählte er den 14. Juli. Fragt sich nur, für welche Europäer ausser Franzosen dieser Tag bedeutungsvoll ist? (ky)

Good News aus Bern

Die neusten Daten des Bundesamts für Statistik sind eine Freude: In der Kalenderwoche 11 (15. bis 21. März 2021) starben in der Schweiz lediglich 1017 Menschen. Das sind 524 Tote weniger als im Grippejahr 2015 und rund 350 weniger als im langjährigen Schnitt um diese Jahreszeit.

Während im Januar noch eine deutliche Übersterblichkeit zu beklagen war, sank der Wert im Februar auf eine markante und anhaltende Untersterblichkeit. Selbst wenn wir die Zahlen über die gesamten ersten drei Monate vergleichen, stellen wir fest: Dieses Jahr starben trotz Corona insgesamt 9,8 Prozent weniger Menschen als 2017 und sogar 15,1 Prozent weniger als 2015.

Liegt es an der Impfung? Liegt es an den Massnahmen gegen Covid-19, die womöglich dazu geführt haben, dass wir in diesem Winter kaum eine Grippe hatten? Womöglich liegt es auch an der hohen Sterblichkeit Ende 2020. In Anbetracht des hohen Medianalters (86) der in aller Regel

Dieses Jahr starben trotz Corona insgesamt 9,8 Prozent weniger Menschen als 2017.

bereits zuvor schwerkranken Covid-19-Toten wäre denkbar, dass das Virus das leider unvermeidliche Sterben in vielen Fällen um einige Wochen beschleunigt hat. Dieses Phänomen war, wenngleich in geringerem Ausmass, bereits nach der ersten Corona-Welle zu beobachten.

Statistiken liefern Resultate, aber leider keine Erklärungen dazu. Je nachdem, wie wir Zeitspanne und Vergleichsparameter festlegen, können wir das eine oder auch das Gegenteil davon aus ihnen herauslesen. So bastelt sich jeder seine eigene objektive Wahrheit.

Statistiken sind trotzdem hilfreich, um den Überblick und die Relationen zu wahren. Doch statt uns darüber zu freuen, dass im ersten Quartal so wenig Menschen gestorben sind wie schon lange nicht mehr, spekulieren wir ständig über neue Bedrohungen, die da noch auf uns zukommen könnten. Vielleicht wäre es an der Zeit, uns wieder auf das zu konzentrieren, was ist – und weniger auf das, was vielleicht werden könnte, vielleicht aber auch nicht.

Alex Baur

MÖRGELI

Verhaltensforscherin Jacqueline Badran

So schamlos trug das Schweizer Fernsehen SRF seine politische Schlagseite noch nie zu Markte. In der Sendung «Literaturclub» diskutieren regelmässig die Deutsche Elke Heidenreich, die über «ekelhafte Altmännerliteratur» schimpft – und selber im zarten Lebensjahr von 78 steht. Die engagierte Alt-68erin findet: «Vielleicht müssten wir mal wieder im grossen Stil Eier schmeissen.» Weiter wirkt im «Literaturclub» der aus Berlin stammende Philipp Tingler, welcher uns erklärt: «Tatsache ist, dass die Deutschen mehr ordentliche Dichter hervorgebracht haben als die Schweizer.» Moderiert wird die Sendung von Nicola Steiner, die ebenfalls in der Berliner Luft aufgewachsen ist und in Passau studiert hat.

Mitunter sind im «Literaturclub» immerhin die Gäste indigene Schweizer, etwa Schriftsteller, Satiriker oder Kulturjournalisten. Letztes Mal durfte es zur Abwechslung eine Politikerin sein. Selbstverständlich eine aus dem linken Lager. Selbstverständlich Jacqueline Badran. Denn die SP-Nationalrätin wurde, abgesehen von «Art on Ice», schon in ziemlich jede Sendung unseres Monopolfernsehens eingeladen. Jetzt ist die Sozialdemokratin also auch Literaturspezialistin. Weil man sich bei SRF nicht vorstellen kann, dass auch die Rechten lesen und schreiben können.

Doch was befähigt Badran für den literarischen Fernseh-Olymp? Vorgestellt wurde die resolute Frau in der Vorschau als «Verhaltensforscherin». Da stellt sich die Frage, welches Verhalten sie erforscht. Ist es ihr eigenes Verhalten mit so wenig literaturfähigen Aussagen wie «Es schiisst mich aa»? Erforscht sie ihr Verhalten anlässlich ihrer Remperei in einem Klub wegen unerlaubten Rauchens («Ich bin Nationalrätin, ich darf das»)? Welche Forschungsprojekte hat die Verhaltensforscherin Badran am Laufen? Und welche Forschungsgelder darf sie beanspruchen?

Ob Badran die besprochenen Bücher gelesen hat, bleibt ihr Geheimnis. Zweifellos gelesen hat sie die Klappentexte. Und allein dies berechtigt sie schon zu ihrer grossen Klappe.

Christoph Mörgeli

Volkes Stimme

Ein sauberes Familienprogramm? Sicher kann Gottschalk das. Trotzdem halte ich zu Bohlen.

Matthias Matussek



«Ich bin ja die Klobürste»: Bohlen.

Einer der vielen Witze über ihn geht so: «Können Sie mir sagen, wo Dieter Bohlen wohnt?» – «Tötensen.» – «Nein, ich will nur wissen, wo er wohnt!»

Im Zweifel hat er ihn selber erzählt, denn sein Spott ist grenzenlos und macht vor niemandem halt, am wenigsten vor sich selber. Er ist der Prolet, das Grossmaul, der Typ, der in Ballonseide und mit seinem Partnerweibchen Thomas Anders vor Hunderttausenden auf dem Roten Platz in Moskau im Falsett «Cheri Cheri Lady» gesungen hat. Selbst mein Hund mochte ihn, eine Strassenkötermischung, der anfang zu fiepen, wenn er hörte «You're my heart, you're my soul». Beethovens «Appassionata» liess ihn kalt.

Er war mehr als nur Sänger, er war Volkes Stimme zu vorgerückter Stunde, erbarmungslos vulgär, eine Insel des schlechten Geschmacks und neureichen Geprotztes. Ich hab ihn mal kennengelernt, als er «Deutschland sucht den Superstar» aufzeichnete, ausgerechnet in Havanna. Fidel lebte noch, aber dessen Bruder Raúl verwaltete die Reste des staatssozialistisch abgeranzten Landes, und Dieter vertraute mir an, dass er mit achtzehn in der DKP war und in seiner Villa die rote Fahne gehisst hatte, obwohl es als Villenbesitzer zu spät war. Aber waren wir nicht alle in diesem historischen Kostümspiel der Revolution unterwegs?

Wir sind gleich alt, ich mag ihn, und jetzt höre ich, dass RTL ihn auf die Strasse setzt. Nun soll Thomas Gottschalk übernehmen, denn RTL will ein stubenreiner Familiensender werden. Ich mag auch Tommy Gottschalk. Wir haben zu-

sammen auf ein paar lustvollen Gesangsabenden die «Internationale» gesungen und «Bandiera rossa» und das «Steigerlied» und «Tirol, Tirol, Tirol, du bist mein Heimatland».

Auch hier, eine gemeinsame Schwäche für Kostümspiele. Total die Revolutionsgeneration! Vielleicht daher die Liebe zu Sprüchen. Bei Bohlen sind sie Kunstwerke an Gehässigkeit: «Sonst sacht man einem Kandidaten, «Gib nicht auf – bei dir würde ich da ne Ausnahme machen» oder «Du klingst, wie wenn ein Schaf an den Elektrozaun pinkelt». Oder: «Laut Statistik können 80 Prozent der Deutschen nicht singen, und davon warst du 79 Prozent.» Oder mit schrankenloser, ja beleidigender Selbstoffenbarung: «Ich bin ja die Klobürste von «DSDS» – an mir bleibt immer die Scheisse hängen.»

Nun ist er wohl als Klobürste des gesamten Senders identifiziert worden, und der will keine Gossensprache, sondern Alt und Jung zusammenschweissen zu einer grossen glücklichen TV-Familie. Allerdings: wenn es das schon in der rauen Wirklichkeit draussen nicht mehr gibt, wo die «Fridays for Future»-Kids die Alten, und unter denen besonders die weissen Männer, auf den «heissen Stuhl» gesetzt haben – eine einst legendäre RTL-Diskussionssendung, die längst eingestellt ist.

Ein sauberes Familienprogramm? Sicher könnte Tommy Gottschalk das, mit links. Aber was soll heile Familie in Zeiten einer zerfallenden Gesellschaft? Wen interessiert das ausser einer gesichtslosen Gruppe von Managern samt ihren Stabsabteilungen und Charts-Interpreten, die den kantenlosen Mittelweg ins interesselose Programm-Nirwana einschlagen und erst aufwachen, wenn der letzte Bauer die Frau, die er suchte, vom Hof gescheucht hat – auch das übrigens eine Sendung, die das Schlechteste aus ihren Zuschauern hervortreibt: Voyeurismus, Schadenfreude, Gehässigkeit, trivialste, sentimentale, verlogene Sudelei.

Nein, unter uns drei ehemaligen Revolutionären, sorry Tommy, da halte ich schon aus anarchistischer Lust zum Grossmaul Bohlen. Ich habe nun mal eine Schwäche für Leute, die sich danebenbenennen.

Rettet die Nationalbank die Credit Suisse?

Nirgends in Europa verdienen Boni-Banker mehr als bei den systemrelevanten Schweizer Grossbanken.



Die Finanzwelt ist voller Spitzbuben und Gagnovenen. Die Schweizer Grossbanken sind Bestandteil dieser Welt. Wer nicht mitmacht, verliert dubiose Kunden. Wer mitmacht, wird von diesen über den Tisch gezogen.

Die UBS stiftete in Frankreich Steuerhinterzieher zum Weitermachen an. Vielleicht wird sie statt fünf nur drei Milliarden Franken Busse bezahlen. Wie viel Geld wird die Credit Suisse beim Greensill-Skandal verlieren? Und wie viel beim Family-Office des Herrn Bill Hwang? Sie wissen es nicht einmal.

Das Motto des Herrn Hwang: «Ich bin wie ein kleines Kind, ich schaue, was ich tun kann und wo ich investieren kann, um Gott zu gefallen.» Das Motto der Credit Suisse: «Wenn Familien zu einer besseren Welt beitragen möchten, kann die Credit Suisse helfen. Zum Beispiel bei der Entwicklung und Umsetzung einer Vision.» Da passte alles perfekt zusammen.

Immer wenn es heiss wird, muss Papa Staat mit der hauseigenen Feuerwehr ausrücken. Warum? Ganz einfach: Die Grossbanken sind noch immer systemrelevant. Das heisst, sie können und dürfen nicht pleitegehen. Die bestbezahlten Boni-Banker Europas verfügen somit gratis und franko über eine Free-Lunch-Staatsgarantie. Auf Kosten der Steuerzahlenden, die sie zutiefst verachten. Alle bisherigen Massnahmen haben wenig bis nichts bewirkt.

Schlanguengrube 1 — Die Initiative Minder war nichts anderes als ein rechtspopulistisches Ablenkungsmanöver. Denn die Löhne der Boni-Banker fielen nicht, sondern stiegen munter weiter. Deshalb fällt dem Warner aus dem Kleinraum Schaffhausen nichts mehr ein.

Schlanguengrube 2 — Alle internen und externen Risikoanalysten und Buchprüfer der Banken sind nachweislich Versager. National und international – wie auch das Beispiel Wirecard belegt. Sie sehen die Elefanten in den Büros und Tresoren der Boni-Banker nicht.

Schlanguengrube 3 — Alle Versuche, die Eigenkapitalquote nennenswert anzuheben, sind politisch gescheitert. Niemand wäre überrascht, wenn der Bund und die Nationalbank jetzt auch die Credit Suisse – wie einst die UBS – retten müssten. Dies, nachdem alle anderen Banken, im Gegensatz zur Credit Suisse, rechtzeitig

Und wenn sonst nichts hilft, werden uns halt die Amerikaner auf die Sprünge helfen.

nach einer gemeinsamen Sitzung ihre Hwang-Positionen liquidiert haben.

Schlanguengrube 4 — Die Finma hatte die beiden Fälle Greensill und Bill Hwang nicht auf ihrem Radar. Und zwar, obwohl Bill Hwang wegen Insidergeschäften bereits einmal verurteilt worden war. Und jetzt verlässt Mark Branson die Schweiz in Richtung Deutschland. Damit wird alles noch verreckter.

Gefordert wäre nun Ueli Maurer. Selbst das der SVP mehr als gewogene Portal Inside Paradeplatz kritisiert. Hässiger O-Ton von Hässig: «In Bern scheint das niemanden gross zu kümmern. [...] Gemäss dem Video der Medienkonferenz sagt Maurer: «Weitere Informationen als solche aus den Medien habe ich auch nicht.» Es gibt nur zwei Massnahmen, die wirken:

Massnahme 1 — Die beiden Grossbanken – aber auch alle anderen systemrelevanten Schweizer Banken – brauchen viermal mehr Eigenkapital als heute. Erfahrungsgemäss geht eine Bank mit 20 Prozent hartem Eigenkapital nicht pleite.

Massnahme 2 — Verwaltungsräte und Management von systemrelevanten Banken, die trotzdem die Hilfe des Bundes oder der Nationalbank beanspruchen, haften persönlich mit ihrem gesamten Vermögen.

Und was geschieht mit der neuen Postbank, mit den Kantonalbanken und den Raiffeisenkassen? Der Bund müsste der Postbank mittels Aufnahme von Anleihen das notwendige Kapital zur Verfügung stellen. Die Kantone müssten ihre Kantonalbanken mit 20 Prozent Eigenkapital polstern. Und die Regionen ihre Raiffeisenkassen auch.

Bund, Kantone und Gemeinden würden viel Geld verdienen. Warum? Weil sie das Geld zu Minuszinsen aufnehmen könnten und mit 2 Prozent Dividende rechnen dürften. Und gleichzeitig wäre noch das Problem der Beihilfen im Rahmen der bilateralen Verträge eurokompatibel gelöst. Ein erster Challenge für Christian Levrat, der einst zusammen mit Christoph Blocher das Problem der Risiken der Grossbanken lösen wollte. Im ersten Anlauf noch erfolglos.

Und wenn sonst nichts hilft, werden uns halt die Amerikaner auf die Sprünge helfen. Wie bei der Abschaffung des Steuerhinterzieher-Geheimnisses. Auch nicht schlecht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Europas Frauen sind Beute

Die Zuwanderung aus muslimischen Ländern erhöht die Gewalt gegen Frauen.

Ayaan Hirsi Ali bezichtigt Politiker, Behörden und Medien einer «Verschwörung des Schweigens».

Urs Gehriger

Das Bild des syrischen Buben Aylan Kurdi, dessen toter Körper an einen griechischen Strand gespült wurde, löste 2015 eine Schockwelle aus. Trauer, Scham, Schuldgefühle erfassen Europäer bei seinem Anblick bis auf den heutigen Tag. Weniger bekannt als das traurige Schicksal des kleinen Aylan sind die zahllosen Tragödien, die die Einwanderung aus muslimischen Ländern wöchentlich mitten in Europa auslöst.

Ayaan Hirsi Ali hat diesen Tragödien ihr neuestes Buch gewidmet. «Es geht um Massmigration, sexuelle Gewalt und die Rechte von Frauen in Europa», schreibt sie im Vorwort. «Es geht um ein kolossales Versagen des europäischen politischen Establishments.» Die somalisch-amerikanische Menschenrechtlerin bricht damit ein Tabu. Es ist das erste Buch, das ausschliesslich, umfassend und schonungslos die sexuelle Gewalt von muslimischen Migranten an europäischen Frauen in den Fokus rückt. «Beute» heisst der Titel programmatisch.

Anstieg der Sexualdelikte um 41 Prozent

Seit 2009 sind rund drei Millionen Menschen illegal nach Europa gekommen, die meisten von ihnen haben einen Asylantrag gestellt. Ungefähr die Hälfte wanderte 2015 auf dem Höhepunkt des syrischen Bürgerkriegs ein. Zwei Drittel der Neuankömmlinge waren männlich. 80 Prozent der Asylbewerber waren unter 35 Jahre alt.

«Die überwältigende Mehrheit dieser jungen Männer kam aus Ländern, in denen Frauen nicht als gleichberechtigt oder nahezu gleichberechtigt gelten, wie es in Europa der Fall ist», schreibt Hirsi Ali. Ihre Ankunft in Europa führe zu einem «Zusammenstoss der Kulturen». Dieser manifestiere sich in einem «signifikanten Anstieg der sexuellen Gewalt an Frauen, namentlich in den Ländern, die die grösste Anzahl von Migranten aufnehmen».

In Schweden stieg die Zahl der angezeigten Sexualdelikte 2016 um 12 Prozent. Frankreich verzeichnete von 2017 auf 2018 einen Anstieg der Vergewaltigungen um 17 Prozent. In Deutschland wuchs die Zahl der Opfer von Vergewaltigung und sexueller Nötigung 2017 um 41 Prozent.



«Nichts Böses sehen, nichts Böses hören, nichts Böses sagen»: Menschenrechtlerin Hirsi Ali.

Seitenlang beschreibt Hirsi Ali Fälle von brutaler Vergewaltigung und sexueller Ausbeutung – von der achtzehnjährigen Franziska W., die im Ausgang in Freiburg 2018 in einem Gebüsch von zehn jungen Migranten aus Syrien, Irak und Algerien stundenlang vergewaltigt wurde, bis zu den «grooming gangs» in britischen Städten, wo zwischen 1997 und 2013 rund 1400 minderjährige Mädchen von muslimischen Banden systematisch zur sexuellen Ausbeutung «hergerichtet» (*groomed*) und vergewaltigt wurden, das jüngste war gerade mal elfjährig.

Einige dieser Taten sind via Presse an die Öffentlichkeit gelangt. Doch das Veröffentlichte gleicht einem Archipel, der die wahre Dimension des Problems bloss erahnen lässt. Grund dafür sei ein gezieltes Ausblenden der Fakten seitens der zuständigen Behörden, Politiker und Medien.

Hirsi Ali spricht von einer «Verschwörung des Schweigens». Wer das Thema beim Namen nenne, schüre Rassismus oder Islamophobie, laute das Motiv des Schweigens. Selbst Frauenrechtlerinnen liessen die weiblichen Opfer im Stich und seien bereit wegzuschauen. «Hier ist mehr am Werk als nur vorsätzliche Ignoranz.» Ihr Wille zur Toleranz gegenüber dem Fremden sei ausgeprägt. Dagegen fehle ihnen das Verständnis der tiefsitzenden kulturellen Abneigung muslimischer Männer gegenüber der Gleichberechtigung von Frauen.

«Dichotomie von Ehre und Schande»

Ayaan Hirsi Ali, 51, ist in Mogadischu, Somalia, geboren, wurde beschnitten und zwangsverheiratet. 1992 flüchtete sie in die Niederlande, wo sie zu einer der eindringlichsten Islam-Kri-

tikerinnen aufstieg. Sie schildert das Frauenbild, das in muslimischen Ländern seit Jahrhunderten vorherrscht, als komplett patriarchalisch und rückständig. Egal, ob Mädchen, Ehefrau oder Witwe – in der muslimischen Gesellschaft sei eine Frau nie frei von männlicher Kontrolle. Die Unterwerfung der Frau sei ein Produkt aus «Polygamie, religiös sanktionierter Bigotterie, fehlender Sexualerziehung, unterdrückter sexueller Triebe und der Dichotomie von Ehre und Schande».

«Von dem Moment an, in dem ein Mädchen zu menstruieren beginnt, wird es zu einem Objekt der Erregung für Männer», schreibt Hirsi Ali. «Sittsamkeit» sei die Kerntugend, die eine muslimische Frau zu befolgen habe. Frauen, die keinen männlichen «Bewacher» haben und mangelnde Sittsamkeit walten lassen, «werden von anderen Männern als Freiwild betrachtet. Sie können angestarrt, belästigt, betatscht oder sexuell angegriffen werden.»

Eingedenk dieser Mentalität kann nicht erstaunen, dass muslimische Männer die emanzipierten Frauen Europas «als Beute» betrachten.

In einer Studie der Uno, die im Jahr 2018 unter mehr als viertausend Männern in Marokko, Ägypten, Palästina und dem Libanon durchgeführt wurde, erklärten zwischen einem Drittel und zwei Drittel der Männer unverhohlen, dass sie auf offener Strasse Frauen sexuell belästigt hätten. Die grosse Mehrheit gab an, dass sie es aus Spass getan und Frauen ins Visier genommen hatten, die aufreizend gekleidet waren. Sie sahen in ihrem Verhalten nichts Verwerfliches, sondern vielmehr einen Akt der Disziplinierung von verwerflichem Verhalten seitens unkeusch angezogener Frauen.

Bei sexuellen Übergriffen bleibt es nicht bei Grapschereien. Gruppenvergewaltigungen, wie sie islamische Migranten in Europa vollziehen, haben in der islamischen Heimat ihre Wurzeln. «Taharrush gamea», «Vergewaltigungsspiel», nennt sich die Praxis auf Arabisch. «Gruppenvergewaltigungen gelten im Westen als besonders verwerfliches Verbrechen», so Hirsi Ali, «aber in der arabischen Welt, wo das Sprechen über sexuelle Gewalt mehr Leid als Unterstützung hervorruft, findet das Vergewaltigungsspiel ganz offen statt.»

Im Zuge des Bürgerkriegs in Syrien öffnete die deutsche Kanzlerin Angela Merkel im Sommer 2015 die Tür für 1,5 Millionen Migranten. Als in der Silvesternacht wenige Monate darauf in Köln und anderen deutschen Städten Frauen sexuell missbraucht wurden und Übergriffe junger muslimischer Migranten erstmals ins breitere öffentliche Bewusstsein drangen, sagte die Kanzlerin baff: «Die Ereignisse der Silvesternacht haben schlaglichtartig noch mal die Herausforderung, vor der wir stehen, deutlich gemacht. In einer neuen Seite, die wir bisher nicht so betrachtet hatten.»

Für die Behörden, die sich seit Jahren mit Migranten aus islamischen Ländern beschäftigen, war diese «Seite» alles andere als «neu». Dass sie bis heute kaum öffentlich diskutiert werde, sieht Hirsi Ali einer vorherrschenden Mentalität des «nichts Böses sehen, nichts Böses hören, nichts Böses sagen» geschuldet.

«Im Interesse der politischen Zweckmässigkeit spielen Politiker die Bedrohung herunter und ermutigen die Polizei, das Gleiche zu tun. Für kriminelles Verhalten werden Entschuldigungen gefunden. Richter verteilen leichte Strafen an die Täter. Und die Medien zensieren ihre Berichterstattung selbst – alles, um, wie es heisst, rassistische und religiöse Spannungen nicht zu schüren oder den Rechtspopulisten keine Munition zu liefern.»

Hirsi Ali verweist auf den Kodex für Medienethik des Deutschen Presserats aus dem Jahr 2017, dass Publikationen alle religiösen, ethnischen

«Im Interesse der politischen Zweckmässigkeit spielen Politiker die Bedrohung herunter.»

und anderen Hintergrundinformationen über Straftäter weglassen, die nicht «unbedingt notwendig sind, um das berichtete Ereignis zu verstehen». Der Kodex erinnert Journalisten daran, «dass solche Hinweise Vorurteile gegen Minderheiten schüren könnten».

Eine ähnliche Mentalität herrsche bei den meisten Sicherheitsbehörden Europas vor, schreibt Hirsi Ali. «In den meisten europäischen Ländern werden in den Polizeistatistiken weder der Migrationsstatus noch die ethnische Zugehörigkeit oder die Religion von Straftätern erfasst.»

Statt entschlossen gegen das Fehlverhalten von Migranten aufzustehen und die Sicherheit von Frauen zu gewährleisten, fordern Behörden zu defensivem Verhalten auf. So schlug die Oberbürgermeisterin von Köln, Henriette Reker, nach den massenhaften sexuellen Übergriffen in der Silvesternacht 2015 vor, dass Frauen, die Angst

haben, überfallen zu werden, sich «eine Arm-länge» von Fremden fernhalten sollten. Und die Polizei riet Frauen, im Ausgang bequemes Schuhwerk statt hohe Absätze zu tragen, damit sie im Bedrängungsfall weglaufen können.

«Statt die Sicherheit von Frauen zu gewährleisten, nutzen die Beamten diese Form der Verweigerung, um den Frauen die Last aufzubürden, sich vor räuberischen Männern zu schützen», kritisiert Hirsi Ali. Die «Schutzvorkehrungen» gegen muslimische Sexualtäter nehmen bisweilen absurde Formen an. So bot die schwedische Polizei Frauen einen Talisman an, um potenzielle Täter abzuwehren. Auch die Wirtschaft hat das Geschäft mit der Angst der Frauen entdeckt. Das Start-up AR Wear finanziert per Crowdfunding die Entwicklung von Anti-Vergewaltigungs-Unterwäsche. Nach dem Prinzip der mittelalterlichen Keuschheitsgürtel kann die Unterwäsche an der Taille und an den Beinen verschlossen werden.

Komplizen der Vergewaltiger

Hirsi Alis zahlreiche Beispiele machen klar, dass die zentralen Verantwortungsträger der westlichen Gesellschaft die Realität nicht bloss verschweigen, sondern der Mentalität muslimischer Aggressoren in die Hände spielen und sich zu Komplizen der Vergewaltiger machen.

Das Schweigen der Behörden und Medien sei auf der Hoffnung gebaut, dass es sich bei den Sexualverbrechen der jüngsten Generation von muslimischen Migranten nur um ein vorübergehendes Phänomen handle. Seien die Männer einmal mit dem westlich-liberalen Weltbild vertraut, würden sie ihre frauenverachtende Haltung ablegen. Hirsi Ali bezeichnet diese Haltung als «illusorisch». Gemäss bisherigen Erfahrungen dauere eine kulturelle Integration rund 75 Jahre. Warten sei keine taugliche Strategie. Und Toleranz ein Garant zum Scheitern.

Mit ihrem mutigen Buch liefert Ayaan Hirsi Ali reichlich Stoff und Zahlenmaterial für eine längst nötige Debatte. Sie fordert eine fundamental neue Integrationspolitik. Milliarden würden ausgegeben, ohne klar überprüfbare Resultate.

Wenn Europa auf dem eingeschlagenen Weg weitergehe, drohe ein «alpträumhaftes Szenario», warnt sie: «Die europäischen Gesellschaften werden immer mehr wie jene Gesellschaften aussehen, welche die Migranten hinter sich gelassen haben.» Muslimische Ballungszentren würden zu «Klein-Mogadischus» werden. «In einer solchen Zukunft drohen Frauen vieles von dem, was sie in meiner Lebenszeit erreicht haben, wieder zu verlieren.»



Ayaan Hirsi Ali: Beute. Warum muslimische Einwanderung westliche Frauenrechte bedroht. Bertelsmann, 432 S., erscheint am 19. April.

Quälgeist des Bundestags

Der Journalist Boris Reitschuster avanciert zur Einmann-Opposition gegen die deutsche Regierung und die meist unkritischen Corona-Medien.

Wolfgang Koydl

Mit Schmähungen, Nachstellungen und Bedrohungen hat er genügend Erfahrungen gemacht, damals, in den ersten Putin-Jahren in Moskau. Bis 2012 lebte und arbeitete er in der Hauptstadt, als Russland-Korrespondent des deutschen Magazins *Focus*. In dieser Zeit gelang es ihm, mit schneidender, zuweilen leicht fanatischer Kritik am Präsidenten im Kreml zum wohl verhasstesten ausländischen Journalisten zu werden.

Die Antwort liess nicht auf sich warten. Boris Reitschuster wurde von den staatlichen Medien attackiert, er wurde beschattet, bedroht und von der Polizei verprügelt. Und für den Fall, dass die Botschaften nicht angekommen sein sollten, raunte man ihm ins Ohr, er habe mit seinen Schriften selbst sein Todesurteil unterzeichnet.

Reitschuster verliess das Land, das er seit seiner Jugend innig liebte, und kehrte nach Deutschland zurück. Heute lebt und arbeitet er in Berlin, betreibt einen Blog und einen Youtube-Kanal. Jetzt schreibt er über deutsche Politik, weil er «nicht immer Putin kritisieren konnte, ohne zu sehen, was in Deutschland falsch läuft», wie er sagt. Inzwischen hat er das Kunststück geschafft, zum wahrscheinlich verhasstesten Journalisten im Bundeskanzleramt zu avancieren. Attackiert, geschmäht und bedroht wird er auch jetzt. Abmahnungen, einstweilige Verfügungen, Klagen. Nur Morddrohungen gab es bislang keine.

Leser schicken Fragen

Sein Jagdrevier ist die Bundespressekonferenz, wo Regierungssprecher, Minister und selten mal die Kanzlerin den akkreditierten Hauptstadtjournalisten Rede und Antwort stehen. Sie ist eine typisch bundesrepublikanische Besonderheit. Gegründet 1949 nach dem Krieg, haben die Journalisten hier das Hausrecht, nicht die Regierung. Fernsehzuschauer kennen den lichten Saal mit der sattblau getönten Rückwand. Sie kennen das Ritual, das ihnen die Sender in ausgewählten Schnipseln zeigen: Softball, wie es die harten angelsächsischen Medienkollegen nennen würden – sanfte, brave Fragen, nichtsagende, beschwichtigende Antworten. Wer die Meute des White House Press Corps kennt



«Immer ausgesucht höflich»: Journalist Reitschuster.

oder die Bluthunde im Presseraum der Downing Street, der kommt sich hier vor wie im Stuhlkreis einer Waldorfschule.

Reitschuster stört die Harmonie. Er stellt kritische Fragen, harte Fragen, zuweilen auch verquere Fragen. Er lässt nicht locker, hakt nach, bohrt tiefer. Immer ausgesucht höflich, aber eben auch penetrant. Manchmal unangenehm penetrant, ein Quälgeist an der Grenze zum

Er lässt nicht locker, hakt nach, bohrt tiefer. Immer ausgesucht höflich, aber eben auch penetrant.

Querulanten. Die Seufzer sind ins Gesicht von Regierungssprecher Steffen Seibert geschrieben, wenn Reitschuster das Wort erteilt wird.

Das alles liesse sich vielleicht ertragen, wenn man mit der peinlichen Befragung unter sich bliebe in dem blaugetünchten Saal. Aber Reitschuster dokumentiert die Vorgänge in seinem Blog (zehn Millionen Aufrufe im Monat) und auf seinem Videokanal (mehr als 200 000 Abonnenten). Im Gegenzug schicken ihm Leser und Zuschauer ihrerseits Fragen, die sie der Regierung schon immer stellen wollten: roh, oft grob, immer ungefiltert. Mit Reitschuster dringt der

angebliche Pöbel ein in den Vorhof der Macht – und die goutiert das ganz und gar nicht.

Zur Macht zählt sich offenkundig auch die Hauptstadt-Presse. Wie in jeder anderen Kapitale ist sie auch in Berlin eng mit Parteien und Ministerien verfilzt. Man kennt sich, man braucht sich, man tut sich nicht weh. Echte Informationen bekommt nur zugesteckt, wer sich anpasst, Wohlverhalten wird mit Interviews belohnt. Eine Hand wäscht die andere.

Von der *Süddeutschen* diffamiert

In diese Rubrik fiel vermutlich auch der Artikel, der Anfang des Jahres in der *Süddeutschen Zeitung* (SZ) erschien. Das Münchner Blatt räumte dafür seine legendäre «Seite Drei» frei, auf der einst journalistische Giganten wie Hans Ulrich Kempfski oder Herbert Riehl-Heyse über Kriege, Revolutionen und Kanzlerrücktritte schrieben.

Diesmal war das Thema kleiner: der Einmann-Blogger Boris Reitschuster. Es gebe Klagen über ihn, hiess es, weil er die Bundespressekonferenz als Bühne für «Desinformation und Propaganda» missbrauche. Nach bewährtem Muster wurde Reitschuster («Ich bin eigentlich ein alter Linker») in die rechte Ecke gerückt – immer knapp unter der Grenze zum Justizialen bleibend: Hinter den Autoren stand wohl der Hausjurist der SZ.

Zu Spekulationen, es gebe Absprachen hinter dem Schmähartikel, will sich Reitschuster nicht äussern. Er sagt nur: «Er erschien an einem Freitag, schon am Montagvormittag wurde ich zu einem Gespräch bei der Bundespressekonferenz vorgeladen. Das ging bemerkenswert schnell.» Ein Ausschluss aus dem Gremium, wie ihn die *Süddeutsche* angeregt hatte, blieb bislang aus.

Stattdessen hatte diese «Seite Drei» einen unerwünschten Effekt: Sie machte Reitschuster und seine Publikationen schlagartig noch bekannter. Wenn er nun an Demonstrationen recherchiert, erkennen ihn die Leute und rufen «Boris, Boris». Das ist ihm unangenehm, widerspricht es doch dem journalistischen Grundsatz, dass ein guter Journalist «überall dabei ist, aber nirgendwo dazugehört». Auch wenn man dadurch mitunter ziemlich alleine dasteht.

Bürger im Laufgitter

Die Freiheit erodiert, und das liegt nicht nur an Corona.



Um die Schweiz, so scheint es, braucht man sich keine Sorgen zu machen. Wie glücklich muss ein Land sein, in dem sich die Armee mit der Unterwäsche für Soldatinnen beschäftigt, mit Kinderbetreuung, Teilzeitarbeit und Solarpanels? Ob diese Armee noch in der Lage wäre, das Land und seine Bürgerinnen und Bürger im Ernstfall militärisch zu verteidigen, ist eine andere Frage, die nicht mehr gross zu interessieren scheint. Man beeilt sich vielmehr, der Verteidigungsministerin für ihre gesellschaftspolitische Fortschrittlichkeit zu applaudieren.

Das Beispiel der Armee ist typisch für die gegenwärtige Schweizer Politik: Man kapriziert sich auf zeitgeistige Oberflächlichkeiten und verdrängt gerne, was nicht funktioniert. Das Pandemiejahr hat zwar deutlich vor Augen geführt, dass es töricht wäre, sich als Bürger vertrauensvoll auf den Bundesrat und die hinter ihm stehende Verwaltung zu verlassen. Doch egal, wie unfähig, widersprüchlich oder willkürlich die Bürokraten agieren, sie sitzen an den Schalthebeln der Macht. Und das verspricht mit Blick auf die Zukunft nichts Gutes. Denn es steht zu befürchten, dass die Regulierer dank ihrer neuen Machtfülle die Gangart verschärfen werden, auch wenn die Pandemie überwunden sein wird.

In der Schweiz mag der gesunde Menschenverstand dank Föderalismus und Volksrechten noch etwas ausgeprägter sein als anderswo, doch ein Hort der Freiheit ist sie nicht mehr. Grundlegende Werte wie Selbstverantwortung und freiwillige Solidarität erodieren auch hierzulande und werden schleichend durch staat-

liche Direktiven ersetzt – und das in einem Land, das angeblich bürgerlich dominiert ist. An Motiven für die Bevormundung fehlt es nie: Einmal wird mit der Gesundheit argumentiert, ein anderes Mal mit der Umwelt oder der Gerechtigkeit, oder dann verweist man auf das viel «progressivere» Ausland.

In einem Bereich ist der zunehmende staatliche Einfluss besonders schlimm: bei der Familie, wo immer mehr das Motto «Erziehung ist

Die Bürger werden vom Staat zu einer egoistischen Anspruchshaltung erzogen.

zu wichtig, um sie den Eltern zu überlassen» gilt. Derzeit wird das Terrain für die staatliche Betreuung der Kleinkinder vorbereitet. Damit der Zugriff auf die Kleinen gelingt, wird der Bevölkerung neuerdings eingeredet, dass die ersten vier Lebensjahre für ein Kind entscheidend seien: Was es bis dahin verpasse, hole es nie mehr nach. Verbreitet wird dieses Dogma durch all die Kommissionen und Organisationen, für die sich mit der institutionalisierten Frühförderung ein weites und lukratives Beschäftigungsfeld auftut. Es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis sich der neue Glaubenssatz politisch durchgesetzt hat. Und sich der Staat auch in der frühen Kindheit breitmacht.

Doch eine Familienpolitik, die darauf abzielt, den Einfluss der Eltern zu schwächen und sie ihrer Selbstbestimmung allmählich zu berauben, ist fatal. Denn wer sich die Fähigkeit absprechen lässt, für die eigene Familie die

Verantwortung zu tragen, wer sich ermuntern lässt, diese private Kernaufgabe an den Staat abzugeben, der kann als Bürger abdanken.

Die zunehmende Bevormundung wird – leider – auch durch die Medien vorangetrieben. Galten Journalisten früher als staatskritische Geister, sind sie heute mehrheitlich regierungstreu eingestellt. Sie rufen, um mit dem liberalen Publizisten Beat Kappeler zu sprechen, bei jedem Problem nach der Obrigkeit und denken «für den Staat, nicht für den Bürger». Die Freiheitsreflexe leiden auch in der Bevölkerung selber, was besonders bedauerlich, aber nicht wirklich erstaunlich ist: Man wird vom Staat zu einer egoistischen Anspruchshaltung erzogen, und da man hohe Steuern und Abgaben abliefern muss – zumindest jene, die arbeiten, müssen dies –, will man auch etwas dafür haben. Die Folge sind infantilisierte Bürger, die sich im Denken und Handeln immer stärker auf die Obrigkeit verlassen und ihre Freiheit scheinbar aufgeben.

Dazu folgender Gedanke: 2009 kam der Bundesrat auf die Idee, aus Gründen des Kindeswohls eine Lizenz zum Kinderhüten einzuführen – selbst nahe Verwandte sollten eine staatliche Bewilligung einholen müssen. Damals sorgten die bürokratischen Pläne weiterhin für heftigen Protest, der Bundesrat beeilte sich, das haarsträubende Vorhaben zu begraben. Ob sich die Bevölkerung heute, gut zehn Jahre später, noch gleichermassen über den familienfeindlichen Einmischungsversuch der Behörden empören würde? Ich fürchte, die Antwort ist nein.

Schummeleien einer Bundesrätin

Simonetta Sommaruga verkauft das CO₂-Gesetz als Gewinn für alle.

Tatsächlich werden sowohl Hausbesitzer wie Mieter tief ins Portemonnaie greifen müssen.

Marcel Odermatt und Beat Gygi



Diktat des Bundes: Energieministerin Sommaruga.

Der Kampf um die Klimapolitik der Schweiz kommt in eine entscheidende Phase. Am 13. Juni stimmt das Volk über das revidierte CO₂-Gesetz ab, das nach der parlamentarischen Verabschiedung jetzt das Referendum passieren muss. Welche Kosten würde das Gesetz im Fall der Annahme verursachen? Grob gesagt, würde der Bevölkerung zuerst in Form einer CO₂-Abgabe Geld weggenommen und dann ein Teil davon zurückverteilt, aber lange nicht alles.

Bundesrätin Simonetta Sommaruga wiederholt bezüglich Kosten immer die Sicht der Bundesverwaltung: Eine typische vierköpfige Familie müsse gegen Ende der 2020er Jahre allenfalls mit Zusatzkosten von hundert Franken pro Jahr rechnen. Wenn diese Familie bis dahin ein Elektroauto habe, nicht in die Ferien fliege und nicht mit Öl heize, reduziere sich dieser Betrag. Ja, eventuell erhalte sie sogar mehr Geld zurück als per CO₂-Abgabe einbezahlt.

Sommaruga verkauft das Gesetz als Plus-Geschäft für klimafreundliche Familien, auch für Unternehmer, es fördere Innovationen, schaffe Arbeitsplätze und hole Wertschöpfung zurück in die Schweiz. Die meisten ihrer Behauptungen sind nicht haltbar.

Erstens stellt der Bund einen grossen Subventionstopf auf, den er selber managen will. Woher kommt das Geld? Von den Bürgern: Die CO₂-Lenkungsabgabe auf Brennstoffen, Treibstoffen (bis 12 Rappen pro Liter) und Flugtickets soll nur zum Teil an die Bevölkerung zurück-erstattet werden. Der gewaltige Rest von bis zu einem Drittel der CO₂-Abgaben (maximal 450 Millionen Franken) und die Hälfte der Flugticketabgaben (30 Franken pro Kurzstrecke, 120 Franken pro Langstrecke) fliessen in den neuen Klimafonds, der pro Jahr gut eine Milliarde Franken umsetzen dürfte. «Der Klimafonds verleiht dem CO₂-Gesetz Flügel», jubelten die Linken seinerzeit, das sei ein Katalysator

für Investitionen und Innovationen. Das heisst: Es sind staatlich gesteuerte Investitionen, finanziert durch Subventionen an jene Empfänger, die der Bürokratie genehm sind. Die Klimatechnik-Branche trommelt bereits laut für diesen Subventionstopf. Die Technologie wird diktiert, der Staat weiss, was richtig ist. Genau dieses

Die Technologie wird diktiert, der Staat weiss, was richtig ist.

Geld fehlt dann im freien Teil der Wirtschaft für wirklich unternehmerische Investitionen und Innovationen.

Zweitens werden lange nicht alle tatsächlichen Kosten erwähnt, die Bürger werden getäuscht. Ziel der Klimapolitik ist eine Umstellung auf Elektroautos durch Behinderung der Verbrennungsmotoren, aber die Übergangs-

kosten für die Autobesitzer, ihre Abschreiber, Kosten für Ladestationen sowie der schweizweit notwendige Ausbau der Elektrizitätsnetze und der Stromproduktion bleiben ausser Acht. Diese Kosten kommen dann erst noch auf die Steuerzahler zu und sind, heute kaum vorhersehbar, ein enormes Risiko. Am stärksten betroffen ist die ländliche Bevölkerung, die aufs Auto angewiesen ist, beruflich mehr fahren muss und längere Strecken pendelt als die städtische Bevölkerung. Anders gesagt: Mit dem Gesetz wird eine Art Klassenkampf eingeleitet.

Besonders bedrohlich sieht die Kostensituation bei Immobilien aus: Da spricht Sommaruga nur von Kosten bei Fortführung bestehender Heizungsanlagen, verschweigt aber die gewaltigen Belastungen, die beim staatlich befohlenen Ersatz der Heizungen entstehen. Und das trifft irgendwann fast jeden und jede.

Wie teuer das CO₂-Gesetz für die Immobilieneigentümer und indirekt auch die Mieter werden kann, zeigt der Hauseigentümerverband Schweiz (HEV) anhand einer Beispielrechnung auf: Ein Einfamilienhaus verbraucht rund 3000 Liter Heizöl im Jahr. Für diese Brennstoffmenge berappten die Eigner per Ende März 2472 Franken. Wird das Gesetz angenommen, dürften die Ausgaben für die gleiche Menge Brennmaterial wegen des im Wohnbereich einzig noch erlaubten teureren Öko-Heizöls und der vollen Ausschöpfung der CO₂-Abgabe darauf auf 3387 Franken hochschnellen. Die Kosten der Eigentümer für Wärme und heisses Wasser steigern sich um mehr als ein Drittel.

Hunderttausende in der Schweiz müssen mit solchen Lasten rechnen. Der HEV weist darauf hin, dass laut Bundesamt für Statistik (Bfs) von den rund 1,6 Millionen Wohnbauten hierzulande 43 Prozent mit Öl und 25 Prozent mit Gas beheizt werden. Bei einem Ja zum neuen Gesetz wird ein 1:1-Ersatz dieser fossilen Wärmeerzeugungsanlagen schon in gut zehn Jahren verboten sein, es kommt also bald zum grossen Einschnitt.

Pensionäre kommen in Not

Da die Lebensdauer dieser Geräte 25 Jahre beträgt, sind in der Schweiz jedes Jahr etwa 64 000 Heizsysteme auszutauschen. Das heisst: In den nächsten Jahren muss man Tausende von Heizkesseln, Brennern und Tanks herausreissen. Viele Eigentümer dürften als Alternative eine Wärmepumpe installieren. Ein solches Aggregat ist ab zirka 25 000 Franken erhältlich. Aufgrund der vom neuen Gesetz verlangten Effizienzwerte wird das aber in den wenigsten Fällen genügen. «Summieren wir den ganzen Aufwand wie die meistens erforderliche zusätzliche Gebäudedämmung und weitere Installationen, kommen wir rasch auf 50 000 Franken bis je nachdem gar auf einen sechsstelligen Betrag, mit dem Hausbesitzer rechnen müssen»,

sagt HEV-Direktor Markus Meier im Gespräch mit der *Weltwoche*.

Von diesen Aufwendungen dürften laut Meier vor allem ältere Menschen betroffen sein: «Sie heizen vielfach noch mit Öl, ihr Haus ist vom energetischen Standard her oft nicht mehr auf dem allerneuesten Stand.» Genau diese Leute bestrafe das CO₂-Gesetz doppelt. «Weil sie erstens bis zum Heizungsersatz viel mehr für das Heizöl zahlen müssten und dann weil ein komplett neues Wärmesystem viel teurer ist, als eine bisherige Ölheizung zu ersetzen.» Pensionäre könnten regelrecht in Not geraten. «Sie müssen unter Umständen eine neue Hypothek aufnehmen oder bestehende Schulden er-

Die Kosten für Eigentümer, die mit Öl heizen, steigern sich um mehr als ein Drittel.

höhen. Gerade für diese Gruppe ist es aufgrund der veränderten Einkommenssituation in aller Regel besonders schwer, von Banken oder anderen Anbietern entsprechende Kredite zu bekommen», so der Verbandschef.

Das neue CO₂-Diktat des Bundes wäre einschneidend. Laut einer Studie der Schweizerischen Energie-Stiftung wurde in der Stadt Zürich im Zeitraum von 2012 bis 2016 beim Ersatz von Ölheizungen in 80 Prozent der Fälle wieder ein fossiles System eingerichtet. Warum sind die Eigentümer denn nicht umgestiegen? Hauptgrund waren die hohen Investitionskosten bei einem Wechsel. Und – gerade im dichtbesiedelten Gebiet brisant – der Lärm der ausserhalb des Hauses installierten Luft-Wasser-Wärmepumpen.

Man muss auch sagen, dass Ölheizungen zunehmend effizienter und sparsamer werden. Obwohl immer noch zwei Drittel der Häuser in der Schweiz mit diesem Brennstoff heizen, gingen die CO₂-Emissionen der Gebäude massiv zurück – ja übertrafen gar die Ziele. Laut dem heute geltenden CO₂-Gesetz hätte der Gebäudesektor bis 2015 den Ausstoss im Vergleich zu 1990 um 22 Prozent reduzieren sollen. Der effektiv erreichte Wert war mit 26 Prozent deutlich besser. Und bereits 2018 landete man auf minus 34 Prozent. «Die Hauseigentümer haben freiwillig und eigenverantwortlich ihre Hausaufgaben gemacht», sagt Meier. Mehr als 20 Milliarden Franken würden jährlich in den Erhalt des Schweizer Immobilienmarkts investiert. Diese bewirkten zu einem Grossteil Energieeinsparungen und Verminderungen des Treibhausgas-Ausstosses.

Der HEV bekämpft das CO₂-Gesetz, der Mieterinnen- und Mieterverband (MV) dagegen unterstützt die Vorlage. Nach Einschätzung des MV hat das Gesetz nur marginale Auswirkungen auf seine Mitglieder – die Mietkosten würden nur geringfügig beeinflusst, die Vorschriften im Bereich der Heizungen belasteten Mieterhaushalte nicht, Preisaufschläge gebe es nur «in gewissen Einzelfällen». Für Markus Meier ist das eine Fehleinschätzung und gar Augenwischerei. «Unsere Mitglieder haben dann höhere Energiekosten, und sie müssen in neue Heizsysteme investieren. Die wertvermehrenden Investitionen werden auf die Mieten durchschlagen. Der geringere Energieverbrauch vermag diese Mehrkosten nicht zu kompensieren. Umsonst ist das neue CO₂-Gesetz somit auch für die Mieter sicher nicht zu haben.»

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Solidarität der Gäste: So wird sie gelebt

Ab Montag, 12. April, täglich um 17.25 Uhr auf



und ab Montag, 19. April, täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner



Boris Johnsons Impfstoff-Beschafferin

Der Erfolg des britischen Impfprogramms hat einen Namen: Kate Bingham. Sie ist eine führende europäische Pharmaexpertin und Pragmatikerin.

Rolf Hürzeler

Zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Dies traf exakt auf die 55-jährige Kate Bingham zu, als Premierminister Boris Johnson sie vor einem Jahr anfragte, ob sie die Leitung der nationalen Task-Force übernehmen könnte. Eine herausfordernde Aufgabe, gewiss, aber leider unbezahlt, wie er ihr kundtun musste. Sie verlangte eine Bedenkzeit und beriet sich mit ihrer Tochter. Dann sagte Bingham unter der Bedingung zu, dass sie ihr Team selbst zusammenstellen könne. In den folgenden sieben Monaten verfolgte Bingham konsequent und unbürokratisch das Ziel, dem Land möglichst schnell möglichst viele Impfdosen zu sichern. Das bedeutet im Klartext: Bis Anfang April dieses Jahres erhielten 31 523 000 Menschen auf den Britischen Inseln die erste Dosis Astra Zeneca oder Pfizer/Biontech verabreicht und 5,4 Millionen die zweite. Diese Zahlen sind im Vergleich zu den kontinentaleuropäischen Impfprogrammen, die Schweiz eingeschlossen, eindrucklich.

Kontrast zur Schweiz

Der Clou an der Geschichte: Kate Bingham hat ihren Gratisjob Ende letzten Jahres abgegeben. Als die Impfkampagne kurz vor Weihnachten in den Altersheimen zügig startete, war klar, dass sie erfolgreich sein wird. Die bewährte Managerin hatte mit ihrer Businesserfahrung das Monsterprogramm aufgegleist und konnte den Lauf der Dinge getrost dem medizinischen Fachpersonal überlassen.

Die Frau kontrastiert mit ihrem Schweizer Pendant, der Diplomatin Nora Kronig Romero, die zuerst eine Laufbahn im EDA eingeschlagen hatte. Sie leitet nun die für die Impfkampagne zuständige Arbeitsgruppe des Bundes, allerdings ohne diesbezügliche Erfahrungen und vor allem ohne Kontakte zu den wichtigen Pharnetzwerken. Damit ist sie noch weiter weg von den einschlägigen Gremien als ihr deutscher Kollege Thomas Mertens, Vorsitzender der Ständigen Impfkommission und Virologe, in der Bundesrepublik. Auch dort lief die Kampagne harzig an, der Hochschullehrer gibt derweil gegenüber dem Medienunternehmen Deutsche Welle Fehler zu. Man habe zu sehr auf die Vor-



«Wir starteten früher als alle anderen»: Task-Force-Chefin Bingham.

gaben der Europäischen Arzneimittelbehörde gesetzt, was zu Verzögerungen führte. Er plädiert jetzt für längere Fristen zwischen der ersten und der zweiten Impfung, um möglichst

Die Zahlen sind im Vergleich zu den kontinentaleuropäischen Impfprogrammen eindrucklich.

schnell viele Menschen zu piksen, wie das im Vereinigten Königreich geschehen ist.

Selbst Kritiker von Boris Johnson attestieren ihm immer wieder eine geschickte Personalpolitik. Diesmal setzte er auf eine Pragmatikerin, die das Geschäft kennt. Kate Bingham gilt als eine Spezialistin, die Risikokapital für das Pharmabusiness zu beschaffen versteht. Sie berät Unternehmen bei der Finanzierung neuer pharmazeutischer Produktli-

nien, deren Entwicklung naturgemäss grosse Risiken birgt. Ihre Aufgaben seien vergleichbar mit der Lancierung neuer Vakzine, sagte sie dem britischen Finanzportal Thisismoney.co.uk, auch wenn sie keine Impfspezialistin sei. Sie sieht sich als eine Frau der Zahlen: «Ich trage Verantwortung für jede einzelne Ausgabe, die ich im Namen meiner Kunden tätige.» Auf einen Ritterschlag in den nächsten Jahren darf sie wohl hoffen.

Im Gegensatz etwa zum Österreicher Clemens Martin Auer, dem Prototyp des überforderten Gesundheitsfunktionärs. Ihn machte Kanzler Sebastian Kurz persönlich für den schleppenden Start der dortigen Impfkation verantwortlich, wie der *Standard* schreibt. Der «überkorrekte Beamte» gehörte auch dem wenig effektiven Joint Negotiation Team der EU für die Beschaffung von Impfstoffen in Brüssel an. Beide Aufgaben musste Auer unterdessen abgeben.

Siegreiche Unternehmermentalität

Kate Bingham macht kein Geheimnis daraus, weshalb die britische Impfstrategie erfolgreich ist. So sagte sie in einem ausführlichen Gespräch mit der italienischen Tageszeitung *La Repubblica*: «Wir starteten früher als alle anderen.» Zellkulturen würden in Grossbritannien ja nicht schneller wachsen als anderswo. Mit Bescheidenheit fügte sie hinzu, «dass sich Hochschulexperten und Forscher der Pharmaindustrie zu Gesprächen getroffen hatten, noch bevor ich überhaupt angefangen habe».

Tatsächlich erscheint dieses zielstrebige Vorgehen im Rückblick als plausibel – oder in den Worten Bingham: «Es war genau das, was zu tun war.» Während dreier Monate habe man ohne vertragliche Abmachungen an Impfstoff-Entwicklungsprogrammen gearbeitet. Das Kalkül dahinter war, dass die Unternehmen bei Fehlschlägen nicht zur Rechenschaft gezogen würden. Ihnen winkte nur das gute Geschäft: Die Regierung bestellte 357 Millionen Dosen für 66 Millionen Briten. In absehbarer Zeit wird sich die Frage stellen, wohin der Überschuss gehen soll – vielleicht auf den Kontinent.

Links-rechts-Schema unserer Zeitungen

Von 2004 bis heute. Wir aktualisieren die traditionelle Links-rechts-Geografie unserer Presse.



Besonders klar kann man die politische Linie einer Zeitung jeweils erkennen, wenn es um einen prominenten Linken geht.

Der prominente Linke ist derzeit Christian Levrat. Der sozialistische Profi-Politiker hat mit seinen fünfzig Jahren noch keine Sekunde in einem Unternehmen gearbeitet. Trotzdem wird er Präsident der Post, eines Sieben-Milliarden-Konzerns.

«Er hat Führungsqualitäten, auch wenn er diese nicht in einem Unternehmen bewiesen hat», jubelte der *Tages-Anzeiger*.

«Levrat ist der falsche Mann für den Job. Von Unternehmensführung hat er keine Ahnung», kritisierte der *Blick*.

Interessant daran ist die Historie. In früheren Zeiten hätte der *Blick* die Wahl Levrats noch verteidigt und der *Tages-Anzeiger* hätte die Wahl hinterfragt.

Vor siebzehn Jahren hatte der Berner Medienprofessor Roger Blum eine famose Idee: Er erstellte ein Links-rechts-Schema der führenden Medien. Blum beschrieb, wo sie politisch im Jahr 2004 standen.

Links: *Wochenzeitung*.

Linksliberal: *Tages-Anzeiger*, *Blick*, *Sonntagsblick*.

Mitte: *Aargauer Zeitung*, *Berner Zeitung*, *Basler Zeitung*, *Sonntagszeitung*.

Rechtsliberal: *NZZ*, *Luzerner Zeitung*, *St. Galler Tagblatt*, *NZZ am Sonntag*, *Weltwoche*.

Rechts: kein Titel von Belang.

Blum hat sein Links-rechts-Schema dann mehrmals variiert und es vor zehn Jahren eingestellt. Wir führen seinen Part darum weiter und beschreiben, wo dieselben Zeitungen im Jahr 2021 stehen.

Links: *Wochenzeitung*, *Tages-Anzeiger*.

Linksliberal: *Berner Zeitung*, *Basler Zeitung*, *Sonntagsblick*, *NZZ am Sonntag*.

Mitte: *Blick*, *Aargauer Zeitung*, *Luzerner Zeitung*, *St. Galler Tagblatt*, *Sonntagszeitung*.

Rechtsliberal: *Weltwoche*.

Rechts: *NZZ*.

Wir sehen, dass sich sechs Blätter seit 2004 von rechts nach links bewegt haben: der *Tages-Anzeiger*, die *Berner Zeitung*, die *Basler Zeitung*, die *Luzerner Zeitung*, das *St. Galler Tagblatt* und die *NZZ am Sonntag*.

Der wichtigste Faktor in diesem Linksdrift ist der *Tages-Anzeiger*. Das Blatt wurde 2004 noch vom bürgerlichen Chefredaktor Peter Hart-

Von links nach rechts haben sich seit 2004 nur zwei Blätter bewegt: der Blick und die NZZ.

meier geführt. Seitdem haben sich seine drei wichtigsten Säulen, der Ausland-, der Inland- und der Regionalteil, stark rot eingefärbt, wobei man den Auslandteil von den Salonsozialisten der *Süddeutschen Zeitung* bezieht. Die wenigen bürgerlichen Journalisten auf der Redaktion können nicht mehr verhindern, dass ihr Blatt in der Wahrnehmung immer näher an die *Wochenzeitung* heranrückt, die früher die linke Ecke allein besetzte.

Der *Tages-Anzeiger* liefert den gesamten Politikteil auch an die sechs weiteren Tageszeitungen des Konzerns. Die zwei wichtigsten unter ihnen, die vormaligen bürgerlichen *Berner Zeitung* und *Basler Zeitung*, wurden damit nach links mitgezogen.

In Bern und Basel fahren sie zwar im Lokalteil einen liberalen Kurs, können den Gesamteindruck aber nicht entscheidend korrigieren.

Deutlich stärker in der Mitte positioniert hat sich der Zeitungsverband von CH Media mit ihren Blättern *Aargauer Zeitung*, *St. Galler Tagblatt* und *Luzerner Zeitung*. In St. Gallen und Luzern mag man zwar seit 2004 etwas konservative Kante verloren haben, aber dem Journalismus als Kunst der Zweiseitigkeit war das eher zuträglich. Ober-Chefredaktor Patrik Müller macht die derzeit ausgewogenste Blattgruppe der Schweiz.

Von links nach rechts haben sich seit 2004 hingegen nur zwei Blätter bewegt: der *Blick* und die *NZZ*. Der *Blick* hat unter seinem Chefredaktor Christian Dorer den früheren Sozi-Fimmel abgelegt und ist dadurch wieder eine breitere Volkszeitung geworden. Ringiers Sonntagsausgabe deckt hingegen weiterhin stramm die linke Flanke ab.

Die *NZZ* unter ihrem Chef Eric Gujer bewegte sich ähnlich. Gujer schärfte das schwammig gewordene Profil erfolgreich wieder auf den konservativen Rechtskurs der besten Tage zurück. Gegensätzlich entwickelte sich die Schwester *NZZ am Sonntag*, die mit ihrer *woke*-Publizistik zum internen Problemfall wurde. Der neue Chefredaktor Jonas Projer soll das Blatt nun wieder stärker im traditionellen *NZZ*-Lager verorten.

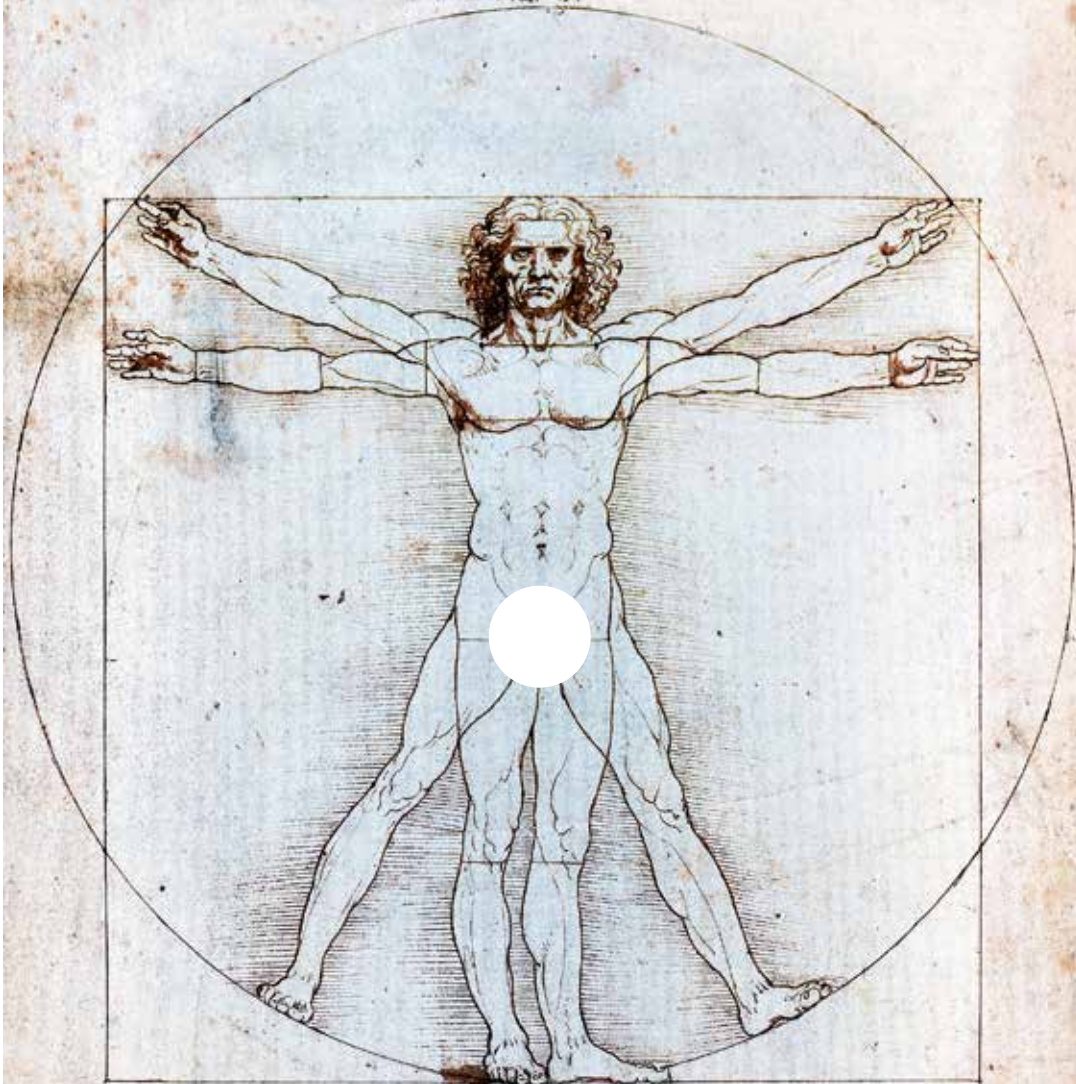
Zusammenfassend kann man sagen: Unsere Presse ist im Vergleich zu 2004 nach links gerutscht. Der Treiber dieses Effekts ist allerdings fast ausschliesslich die *Tages-Anzeiger*-Gruppe.

Zugleich brach von allen Blättern der Gewinn beim *Tages-Anzeiger* am stärksten ein. Man schaffte das mit links, sozusagen.

Wie weiss ich, wer ich bin?

Mann oder Frau – diese Jahrtausende alte Unterscheidung gilt heute als überholt. Der Zeitgeist zieht in den Krieg gegen die Realität.

Norbert Bolz



Mystik der Dekonstruktion: Leonardo da Vincis «Vitruvianischer Mensch» (um 1490).

Die Wüste wächst.» Dieser Satz Nietzsches ist aktueller denn je. Er nennt den Preis, den wir für Aufklärung und Modernität zahlen müssen: die Entzauberung der Welt durch Wissenschaft. Die Prozesse der Aufklärung haben uns nicht nur von Illusionen und Vorurteilen befreit, sondern auch die Sinn- und Wertorientierungen der Tradition zerstört. Es gibt keine allgemein verbindlichen Massstäbe mehr, keine selbstverständlichen Vorgaben der Überlieferung und Herkunft, keine unhinterfragbaren Üblichkeiten und Selbstverständlichkeiten.

Entscheidend ist, dass diese zunächst rein wissenschaftliche Entwicklung politisch aufgeladen worden ist, nämlich durch den welt-

weiten Kampf gegen Rassismus, Sexismus und Sozialdarwinismus. Um jede Form von Diskriminierung zu vermeiden, sollen Rassenunterschiede genauso wenig geduldet werden wie Geschlechtsunterschiede. Dieser Kampf hat heute einen Extremwert erreicht: In den politisch-medialen Diskursen des Westens herrscht ein Tabu über die Natur des Menschen. Die politische Korrektheit betrachtet ihn als unbeschriebenes Blatt, denn nur dann sind alle Menschen gleich.

Voodoo-Wissenschaft Gender-Studies

Besonders lehrreich ist hier der Aktivismus der Transgender-Bewegung. Im Kern handelt es sich um einen Kampf gegen die Biologie. Alles,

was das Wesen eines Menschen ausmacht, soll das Produkt einer kulturellen und sozialen Konstruktion sein. Wir haben es hier mit dem faszinierenden Fall zu tun, dass eine fixe Idee von akademischen Zirkeln weltpolitische Bedeutung bekommt. Hinter Transgender und ähnlich bizarren Ideen steht nämlich die akademische Mode der «Dekonstruktion», wie sie Jacques Derrida schon vor fünfzig Jahren in Paris entwickelt hat. In den Geisteswissenschaften hat sie heute eine fast hegemoniale Stellung. Wohlgermerkt: in den Geisteswissenschaften, dem Biotop für Intellektuelle, das man früher Elfenbeinturm nannte und in dem Voodoo-Sciences wie Gender Studies und Post-

Colonial-Studies betrieben werden. Sie ignorieren ernstzunehmende Wissenschaften wie Evolutionstheorie und Kognitionspsychologie genauso souverän wie den gesunden Menschenverstand.

Resultat der Selbstverwirklichung

Die Mystik der Dekonstruktion wirkt auf junge Menschen, die auf der Suche nach sich selbst sind, offenbar sehr stark. Wenn es keine Massstäbe, Selbstverständlichkeiten und Verbindlichkeiten mehr gibt, kann man das ins Positive umdeuten, indem man auf Eigenrichtigkeit beharrt, also auf einem kriterienlosen Individualismus. Ich bin, der ich bin – das postmoderne Individuum ist sein eigener Willkürgott. Das haben wir lange Zeit unter dem Titel «Selbstverwirklichung» diskutiert. Man sieht heute, wie das noch überboten werden kann. Was sich der jüdisch-christliche Gott zugesprochen hat, reklamiert jetzt das Individuum für sich selbst: Ich werde sein, der ich sein werde. Was Individualität heisst, ist allein Sache des jeweiligen Individuums. Es begründet sich in dem blossen Anspruch, es zu sein: Ich stelle Ansprüche, also bin ich. Und dieser Anspruch auf Ansprüche legitimiert auch, dass ich den anderen das Resultat meiner Selbstverwirklichung zumute.

Ich entwerfe mich selbst – darin steckt zum einen die Anmassung einer Selbstprogrammierung, wie wir sie schon vom Existenzialismus kennen, zum anderen die Praxis einer Ästhetik der Existenz, wie sie Michel Foucault in die Spätantike hineinphantasiert hat: Das Leben inszeniert sich selbst und erfindet seine Identität. Nüchtern betrachtet, bedeutet das aber, dass man sich zwar nicht real ändern, aber umerzählen und ein neues Make-up der Identität auflegen kann.

*Ich bin, der ich bin –
das postmoderne Individuum
ist sein eigener Willkürgott.*

Der modische Nonkonformismus des Andersseins, der die Jugendszenen seit Jahrzehnten beherrscht, überschlägt sich hier. Man will nicht nur anders sein als die anderen, sondern auch anders als man selbst. Ich bin nicht, was ich bin – und die Gesellschaft muss das anerkennen.

Konkret wird das im Verhältnis zum eigenen Geschlecht. Nun weiss man nicht erst seit Freud, dass die Unterscheidung von Mann und Frau nicht einfach mit der Unterscheidung von männlich und weiblich zusammenfällt. Nichts anderes meint ja auch die Gegenüber-

stellung von Sex und Gender. Dass es männliche Frauen und effemierte Männer gibt, ist eine Trivialität. Neu ist aber, dass man daraus die «politisch korrekte» Konsequenz ziehen will, es gäbe die sinnvolle Option, das eigene Geschlecht nicht anzunehmen. Darüber hinaus gewährt unsere westliche Kultur wie wohl nie zuvor in der Geschichte in vielen sexuellen Bereichen Perversionsfreiheit. Deshalb die Konjunktion von Begriffen wie «posthuman», «anti-physisch» und «transgender». Legitimiert wird das mit dem Schutz sexueller Minderheiten, deren Fiktivität in der Behauptung, es gebe x Geschlechter, besonders deutlich wird. Dem entspricht dann ein kulturelles Klima absoluter Toleranz, die sich als absolute Intoleranz gegenüber den traditionellen Geschlechterrollen äussert. Damit wird der Normalität der Krieg erklärt. Normal und pathologisch tauschen die Plätze. Als krank gilt jetzt derjenige, der etwas für normal, also für natürlich gegeben hält – wie etwa die Tatsache, dass jemand ein Mann oder eine Frau ist. Doch eine Lebensphilosophie, die das nicht anerkennt, ist eine Anleitung zum Unglücklichsein.

Norbert Bolz ist Medien- und Kommunikationstheoretiker. Bis 2018 lehrte er als Professor für Medienwissenschaften an der TU Berlin.

Friedrich Oelenhainz, Detail aus «Porträt des späteren Fürsten Johann I. von Liechtenstein», 1776
© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna

VALUES WORTH SHARING

«Auf die LGT kann ich mich verlassen – auch in schwierigen Zeiten.»

Peter Bollmann, LGT Kunde seit 2009

1921
2021
0YEARS



Private
Banking

lgt.ch/values

Explosiv und chaotisch

Verfügt der ehemalige Fussballprofi David Degen die Mittel, um den FC Basel zu kaufen? Die Indizienkette lässt nur einen Schluss zu: nein.

Thomas Renggli

Auf den ersten fünf Metern hätten die beiden so viel Energie und Lautstärke auf den Platz gebracht, dass sie beinahe explodiert seien. Dann habe sich die Kraft verflüchtigt. Am Schluss sei oft das Chaos ausgebrochen. So beschreibt ein Insider die ehemaligen Fussballer Philipp und David Degen.

In der Sportlerlaufbahn war Philipp seinem Bruder immer einen Schritt voraus. Inzwischen ist David der auffälligere der beiden Degen-Zwillinge. Er sieht sich als Hauptaktionär des FC Basel, nachdem er offenbar fristgerecht (per Ende März) vom vertraglich zugesicherten Vorkaufsrecht am Aktienanteil von Präsident Bernhard Burgener Gebrauch gemacht hat und für angeblich 16,4 Millionen Franken die Mehrheit am Klub (beziehungsweise der AG) übernehmen will.

Der erfolgreiche Film- und Unterhaltungsunternehmer Burgener stellt sich allerdings quer. Degen wiederum, juristisch gut gelenkt, verhinderte per superprovisorische Verfügung, dass Burgener seine Aktien an einen Dritten verkaufen kann.

Unternehmen mit 200 Mitarbeitern

Die entscheidende Frage ist: Bringt Schulabbrecher Degen, der sich seit einer Schnellbleiche im Sportmanagement an der HSG als Hochschulabsolvent bezeichnet, die nötigen Qualifikationen mit, um ein KMU mit 200 Mitarbeitern und einem Budget von über 60 Millionen Franken aus der grössten Krise der letzten zwanzig Jahre zu führen? Verfügt er über die nötige Finanzkraft, um den Klub länger als ein paar Monate über Wasser zu halten?

Die Indizienkette lässt nur eine Antwort zu: nein. Zwar kann Degen auf die Unterstützung des früheren Diplomaten Thomas Borer zählen. Auch der ehemalige Fifa-Mann Domenico Scala sowie Stararchitekt Jacques Herzog werden zu seiner Entourage gezählt. Doch den potenten Investor, der die Differenz zwischen Anspruch und Realität überbrückt, hat er offenbar noch nicht gefunden.

Ein von ihm kontaktierter Fondsmanager in Zug hatte zwar einen zweistelligen Millionen-



Das Schweigen ist laut:
Investor Degen.

betrag bereitgestellt. Weil Degen aber weder Businessplan noch Strategiepapiere vorweisen konnte, fiel der Deal ins Wasser.

Hinzu kommt: Weshalb nennt Degen die Namen seiner potenziellen Partner nicht, wenn diese tatsächlich bereitstehen? In einer Branche, in der es oft auch um Schein geht, kennt man normalerweise wenig Hemmung, sich zu präsentieren.

«Zwillinge kann man nie trennen»

Erstaunlicherweise wird immerhin der langjährige FCB-Trainer Christian Gross auf der Homepage von Philipp Degens Spielerberatungsagentur SBE Management als Partner genannt. Dabei lässt sich an ihm zeigen, dass es nicht immer ratsam ist, mit den Degens Geschäfte zu machen.

Als Gross vor kurzem bei Schalke 04 fussballerische Verstärkung brauchte, transferierte Philipp Degen den deutschen Ex-Nationalspieler Shkodran Mustafi zum Tabellenletzten. Ausgerechnet jener Mustafi gehörte nur wenige Wochen später zu den Rädelführern, die das Ende von Gross beim Klub einleiteten.

Offiziell ist David Degen seit seiner Aufnahme in den FCB-Verwaltungsrat aus der Firma seines Bruders ausgetreten. Erich Vogel, ewiger Fussball-Manager und profunder Kenner der Szene, sagt aber: «Zwillinge kann man nie trennen. Sonst verlieren sie einen Grossteil ihrer Energie.»

Scheinheiliger Aufruf

In Sachen Öffentlichkeitsarbeit wird David Degen von Dani Büchi, dem früheren Geschäftsführer von Radio Energy und bis vor kurzem Gehaltsbezüger im Ringier-Verlag, beraten. Schaut man sich das Kommunikationsverhalten von David Degen in den vergangenen Wochen genauer an, besteht Steigerungspotenzial.

Über die Informationen in den Zeitungsartikeln, dass er eigentlich Anteile am Grasshopper Club hatte kaufen wollen, sagte er in den sozialen Medien: «So einen Blödsinn habe ich schon lange nicht mehr gehört.» Wenig später stellte sich heraus: Die Agentur SBE war im April 2019 bei GC vorstellig geworden und wollte den Klub zu einer Art Spielerplattform umfunktionieren. Absender der Offerte: David Degen.

Auch sein öffentlicher Aufruf, die von Burgener portierte britische Investmentgesellschaft Centricus um jeden Preis zu verhindern, damit der FC Basel in Schweizer Besitz bleibt, hat etwas Scheinheiliges an sich. Mittlerweile wurde bekannt, dass auch David Degen mit Centricus verhandelt hatte.

Grundsätzlich sind bei David Degen (und seinem Bruder) gewisse Ungereimtheiten nicht zu übersehen. Nach dem Schlusspiff hinterliessen die Zwillinge vor allem als extrovertierte Partygänger zwischen Zürich und Ibiza tiefe Spuren. Offiziell äusseren will sich zu diesen nächtlichen Episoden niemand. Doch das Schweigen ist laut.

Vielleicht sind das nur haltlose Einwände von eifersüchtigen Skeptikern. Allerdings erinnert David Degens Anlauf, den FC Basel zu übernehmen, verdächtig an seine Auftritte auf dem Fussballplatz: explosiv und chaotisch.

Raubzug auf die Apotheken

Die WHO startet eine globale Kampagne für den Bruch der Impfstoffpatente, der auch Lonza und Novartis treffen würde. Verhindern kann das nur der amerikanische Präsident Joe Biden.

Florian Schwab

Seit sich Kandidat Joe Biden im Wahlkampf mit linken Hitzköpfen umgeben hat, rätselt die Welt über die Frage, wie die Wirtschaftspolitik des Präsidenten wohl aussehen werde. Auf konservativer Seite wird die Angst vor einem antikapitalistischen Enteignungsregime bewirtschaftet. Klarheit dürfte ein Thema schaffen, das derzeit auf der Agenda steht: der Umgang mit den Erfindern von Covid-19-Impfstoffen.

Es gibt eine Kampagne im Rahmen von Bemühungen der Weltgesundheitsorganisation (WHO), die Patentrechte auf diese Medizin zu annullieren. Indien und Südafrika, zwei Schwellenländer ohne nennenswerte eigene pharmazeutische Forschung, haben die Idee lanciert. Unterstützt werden sie von einer Phalanx aus Dutzenden von Nichtregierungsorganisationen. WHO-Generaldirektor Tedros Adhanom Ghebreyesus hat sich schon zustimmend geäußert.

Globale Enteignung

Auch die amerikanische Linke bringt sich in Stellung. Ihre Galionsfigur Bernie Sanders kritisiert, «milliardenschwere Pharmakonzerne» würden «ihren Profit zuoberst stellen, indem sie ihre Monopole schützen». Rosa DeLauro, demokratische Parlamentsabgeordnete aus Connecticut, sagt: «Wir müssen jene politischen Entscheidungen fällen, welche sowohl in den USA als auch in der Welthandelsorganisation die Patienten zuvorderst stellen.»

Eine globale Patent-Enteignung, wie sie wichtigen Kreisen in der WHO vorschwebt, ist ohne den Segen der Biden-Administration kaum zu bewerkstelligen. Erstens stammen manche der wichtigsten Impfstofffinder aus den USA: Moderna, Pfizer und Johnson & Johnson. Zweitens haben die USA, wie sich in der Vergangenheit gezeigt hat, die wirtschaftliche und politische Macht, um Angriffe auf das geistige Eigentum amerikanischer Firmen weltweit zu ahnden. Wichtige Handelspartner wie Indien und Südafrika überlegen es sich zweimal, bevor sie sich mit der US-Regierung anlegen. Drittens würde eine Aushebelung der Patente allein wohl

nicht genügen, um in den Entwicklungs- und Schwellenländern eine riesige Produktion an Raubkopien in Gang zu setzen – man müsste vermutlich gleichzeitig die Firmen dazu zwingen, ihr Produktions-Know-how mit den interessierten Ländern zu teilen.

Für Biden wird es nicht einfach, sich den Rufen von links zu widersetzen. Pharmazeutische Unternehmen gewinnen in der öffentlichen Meinung keinen Beliebtheitspreis. Viele Leute halten es per se für unanständig, mit Krankheiten – nicht zu reden von Pandemien! – Geld zu verdienen. Wohlweislich haben Johnson & Johnson und Astra Zeneca, zwei ge-

Dass es ein Licht am Ende des Lockdown-Tunnels gibt, ist der Privatwirtschaft zu verdanken.

wichtige Hersteller von Covid-Impfstoffen – der eine amerikanisch, der andere britisch-schwedisch –, angekündigt, finanziell nicht von Covid-19 profitieren zu wollen, also mit dem Verkauf der Impfstoffe lediglich die Entwicklungs- und Produktionskosten zu decken. Anders sieht es bei Moderna aus: Der in einer Finanzierungspartnerschaft mit der Vorgängerregierung in den USA entwickelte Impfstoff

stellt den ersten kommerziellen Durchbruch des Unternehmens dar. Über Jahre hat die Firma die Technologien entwickelt, welche sie jetzt in die Lage versetzt haben, in atemberaubendem Tempo einen guten Covid-Impfstoff zu entwickeln. Für Moderna wäre eine Enteignung der Patente also ein brutaler Schlag. Negative Auswirkungen hätte dies auch für die Schweizer Pharmaindustrie: Lonza in Visp produziert gewichtige Anteile des Moderna-Impfstoffs. Novartis ist an der Herstellung des konkurrierenden Pfizer-Vakzins beteiligt.

Richtige Gewinnanreize

So populär ein Raubzug auf die Pharmafirmen in Teilen des politischen Spektrums sein mag, so verheerend wäre er mittel- und langfristig. Dass es jetzt mit dem Impfen ein Licht am Ende des Shutdown-Tunnels gibt, ist der privatwirtschaftlichen Initiative zu verdanken, welche insbesondere die Regierungen von Donald Trump in den USA und Boris Johnson in Grossbritannien meisterhaft anzustacheln verstanden: mit den richtigen Gewinnanreizen. In der Schweiz hat sich Bundesrat Alain Berset (SP), wohl geleitet durch seine politischen Vorbehalte gegenüber dem Unternehmertum, den Weg an die weltweite Impfspitze verbaut. Investoren und Erfinder auf der ganzen Welt beobachten sehr genau, welche Länder es zulassen, dass sich der wissenschaftlich-ökonomische Effort auszahlt. Der Europäischen Union mit ihren Beschlagnahmungen und der Gängelung von Astra Zeneca ist in diesem Zusammenhang kein gutes Zeugnis auszustellen.

Zerstört man jetzt mit einem weltweiten Grossangriff auf das geistige Eigentum die Anreize für die pharmazeutische Industrie, dann kann man bei zukünftigen Pandemien, aber auch bei ganz normalen Krankheiten nicht einfach wieder auf deren Power zurückgreifen, als wäre nichts passiert. Den Preis würde die Menschheit also in der Zukunft zahlen: weniger pharmazeutische Innovation, schlechtere Medikamente, langsamere Entwicklung bei Notfällen wie Covid-19. Joe Biden hat es fast allein in der Hand, dies zu verhindern.



Mexikos linker Trump

Andrés Manuel López Obrador spottet über Klimawandel, Corona-Panik und Journalisten. Doch ihm scheint das keiner übelzunehmen.

Alex Baur

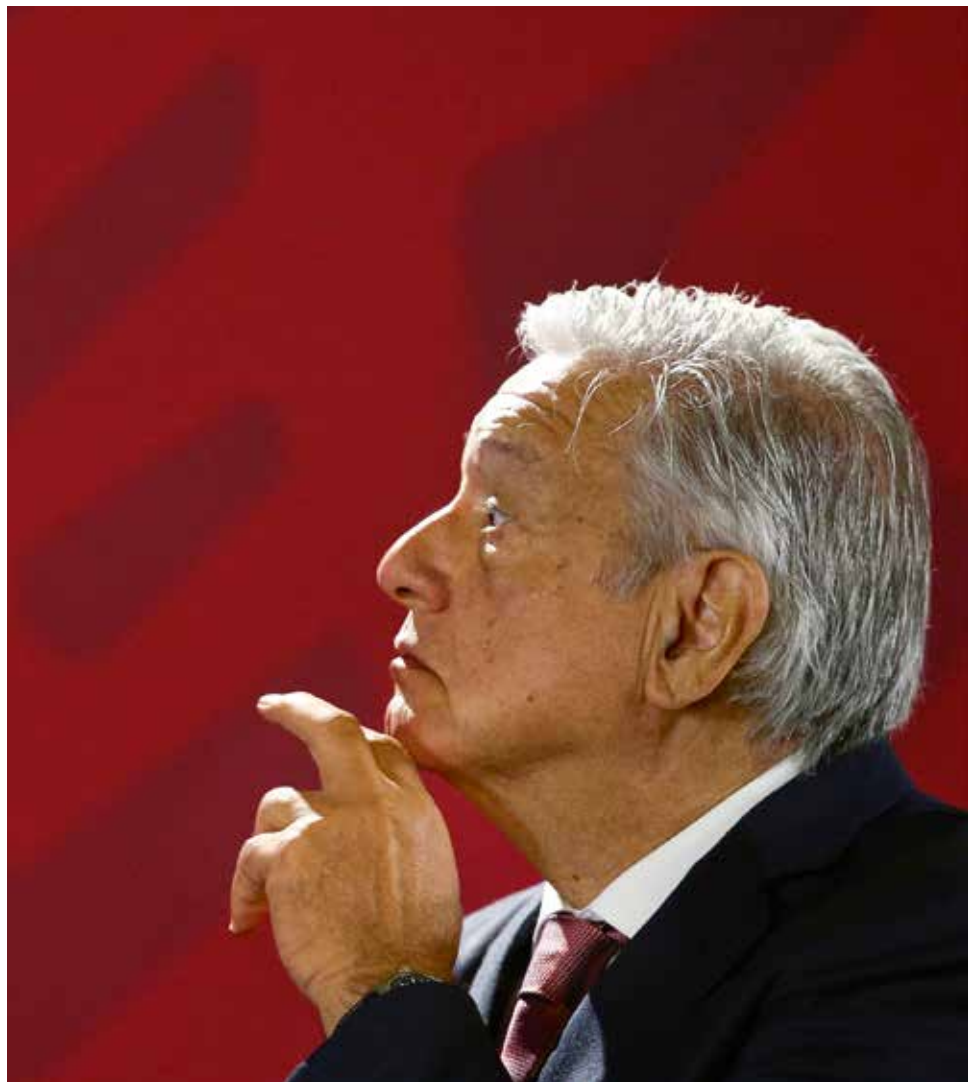
Das Echo der Weltpresse hätte euphorischer kaum sein können, als Andrés Manuel López Obrador, kurz Amlo, im Juli 2018 mit einem Spitzenresultat (53,5 Prozent) zum 65. Präsidenten Mexikos gewählt wurde. «Linker Messias triumphiert auf allen Ebenen», jubelte etwa der *Tages-Anzeiger*, von einem «epochalen Ereignis» und einer «moralischen Wende» war die Rede. Und vor allem: «Mit dem neuen Präsidenten Mexikos dürfte Donald Trump einen harten Widersacher bekommen.» Wenn Amlo jetzt nicht sehr schnell in Opposition zur USA gehe, so warnte das Zürcher Blatt, werde er «rasch die Gunst seiner Wähler verlieren».

Amlo scherte sich wenig um den guten Rat aus der Schweiz. Noch vor seiner Inauguration stattete er dem Weissen Haus seinen Antrittsbesuch ab. Der linke und der rechte Populist verstanden sich auf Anhieb. Den öffentlichen Umarmungen folgten Taten. Der Streit um den Freihandel und um die illegale Migration wurde schnell und zur beidseitigen Zufriedenheit beigelegt.

Notorischer Maskenverweigerer

Der Männerflirt zwischen Trump und Amlo war mehr als nur opportunistisch. Beide waren angetreten als Aussenseiter, um ein nach ihrer Meinung verhocktes und korruptes Establishment von innen aufzumischen. Die Reise von López Obrador nach Washington im Juli 2020 war ein deutliches Wahlkampfgeschenk für Donald Trump. Amlo hielt ihm sogar nach seiner Wahlniederlage die Stange, mochte einen Betrug lange nicht ausschliessen. Er gehörte zu den Letzten, die Joe Biden gratulierten, und er war der Erste, der Trumps Twitter-Sperre deutlich verurteilte.

Auch an der Heimfront vertrat López Obrador bei neuralgischen Themen das Gegenteil von dem, was man von einem Linken erwartet hätte, nach dem Motto «Mexico first». Der Klimawandel verschwand aus der politischen Agenda, Amlo strich das Budget zur CO₂-Reduktion zusammen, und er fördert die Erdölproduktion nach Kräften, Fracking in-



Für alles eine schnelle, einfache Lösung: Präsident López Obrador.

klusiv. An seinen legendären täglichen Pressekonferenzen kanzelt er etablierte Journalisten ab wie Schuljungen, wenn sie nicht nach seinem Gusto schreiben. Und als die Covid-19-Krise ausbrach, machte sich der notorische Maskenverweigerer Amlo mit der Bemerkung unsterblich, er brauche keinen Mundschutz, er besitze ein Amulett. Eine Rezession, so sein Credo, sei für die ärmeren Schichten tödlicher als das Virus.

López Obrador segelt damit faktisch auf dem gleichen Kurs wie sein brasilianischer Amtskollege Jair Bolsonaro. Gewiss: Während der Brasilianer neoliberale Lösungen preist, plädiert der Mexikaner für mehr Staat. Viel mehr als Absichtserklärungen sind das allerdings nicht, auf beiden Seiten. Beide wissen, dass sie nicht wegen ihrer Ideologie gewählt wurden, sondern als Alternative zum politischen Establishment. Als Staatschefs der beiden

wirtschaftlichen Grossmächte Lateinamerikas haben sich beide bislang als pragmatisch erwiesen. Ideologien sind gut für die Sonntagsreden, entscheidend im realen Alltag sind Personalien und Machtverhältnisse.

Anders als Trump sind Bolsonaro und López Obrador Berufspolitiker, die ein Leben lang nichts anderes getan und ihre Couleur immer wieder den Bedürfnissen angepasst haben. Amlo legte den Grundstein zu seiner Karriere bei der PRI (Partido Revolucionario Institucional), die Mexiko während siebzig Jahren bis zur Jahrtausendwende faktisch im Alleingang regiert hatte. 1989 wechselte er zur linksoppositionellen PRD, als deren Exponent er 2000 zum Bürgermeister von Mexico City gewählt wurde.

«Vereinigte Staaten von Mexiko»

Seine Regentschaft in der Zwanzig-Millionen-Metropole brachte ihm Anerkennung über die Parteigrenzen hinaus. Eine dank hohen Rohstoffpreisen florierende Wirtschaft begünstigte ihn. Unter seiner Regie entstanden

Er gehörte zu den Letzten, die Biden gratulierten, und war der Erste, der Trumps Twitter-Sperre verurteilte.

eine neue Stadtautobahn und Schnellbusnetze. Sozialprogramme verschafften ihm Wählerstimmen bei den ärmeren Schichten. Amlo tat sich als pragmatischer Macher ohne Berührungängste hervor. So engagierte er den republikanischen Hardliner Rudy Giuliani aus New York als Sonderberater für eine rabiate Sicherheitspolitik, deren Erfolg sich in Zahlen messen liess.

Zweimal kandidierte López Obrador als Vertreter der PRD für das Präsidentenamt, beide Male scheiterte er knapp und reklamierte einen Wahlbetrug. 2012 gründete er die auf ihn zugeschnittene Morena-Bewegung; sie brachte ihn 2018 in einer Linksallianz zum langersehten höchsten Amt. Auch die beiden etablierten Grossparteien waren Allianzen eingegangen – die vormalige Staatspartei PRI mit den Grünen, die als rechts geltende PAN mit der linken PRD.

Um die mexikanische Politik zu verstehen, ist ein kurzer Exkurs in die eigenartige Geschichte dieses Landes unausweichlich. Sie lässt sich, grob vereinfacht, in drei Epochen einteilen:

1 — Chaotische Gründerzeit: Nach der Unabhängigkeit von Spanien kopieren die «Vereinigten Staaten von Mexiko» die föderalistische Ordnung der USA praktisch eins zu eins, inklusive Zweiparteiensystem (Liberale vs. Konservative); das Experiment scheiterte grandios; in dem von unterschiedlichsten indianischen Ethnien geprägten Vielvölkerstaat herrschte ein Dauerchaos; 1848 verlor Mexiko fast die Hälfte

seines Territoriums an die USA; 1861 nutzte Napoleon III. mit der Hilfe von Spanien und Grossbritannien den amerikanischen Bürgerkrieg, um Mexiko zu besetzen und Maximilian von Habsburg als Kaiser zu installieren.

2 — Liberale Diktatur: Mit Unterstützung von US-Republikanern vertrieb der liberale Benito Juárez 1867 die Franzosen und richtete einen laizistischen Staat ein. Juárez setzt auch eine erste Agrarreform um. Der lediglich 137 Zentimeter grosse Zapoteke, ein indianischer Waisenjunge, der die spanische Sprache als Teenager erlernte, wird von vielen Mexikanern als Gründervater der Nation verehrt. Juárez steht sinnbildlich für eine einzigartige Identität mit gleichermaßen indianischen wie europäischen Wurzeln. Nach seinem Tod bescherte die faktische Diktatur des liberalen Porfirio Díaz dem Land drei Jahrzehnte relativer Stabilität.

3 — Institutionalisierte Revolution: 1910 stürzte die mexikanische Revolution mit den famosen Exponenten Pancho Villa und Emiliano Zapata das Land für zwei Jahrzehnte in ein Chaos mit Hunderttausenden Toten und über einer Million Vertriebenen. 1930 setzte die sozialistische PRI dem Gemetzel ein Ende und regierte das Land während der nächsten siebzig Jahre. Korruption und Wahlbetrug waren notorisch. Doch die Furcht vor dem *desmadre*, dem Chaos im Vielvölkerstaat, war für viele Mexikaner Grund genug, die PRI im Sinne eines geringeren Übels zu dulden.

36 Millionen Mexikaner in den USA

Mexiko ist nicht nur historisch untrennbar mit den Vereinigten Staaten verflochten. 80 Prozent der mexikanischen Exporte gehen in die USA, die rund die Hälfte der Importe liefern. Die USA mögen übermächtig sein, doch mit seinen 130 Millionen Einwohnern ist Mexiko gross genug, um die eigenen Interessen zu verteidigen. Und



vor allem: 36 Millionen Mexikaner leben in den Vereinigten Staaten, das sind gut 10 Prozent der amerikanischen Bevölkerung. Davon sind 9 Millionen Doppelbürger.

Andrés Manuel López Obrador, Verfasser von mehr als einem Dutzend historischer Bücher, beruft sich oft auf Benito Juárez. Gemäss Leonardo Curzio, Mitautor einer aktuellen Biografie des Präsidenten*, ist der historische Bezug ein wichtiger Teil von dessen Erfolgs-

Der Aktivismus verschafft ihm eine anhaltende Popularität. Nachhaltige Reformen sehen anders aus.

rezept. «Seine Rhetorik fusst im Kern auf drei Elementen», sagt Curzio im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Erstens war früher alles besser, zweitens sind die Reichen schuld an allem Elend, und drittens gibt es für alles schnelle und einfache Lösungen.» Der gnadenlose Kampf gegen Korruption und Kriminalität ist ein Teil seines Repertoires. Das verspricht heute in Lateinamerika allerdings jeder Kandidat.

Kaum im Amt, sorgte Amlo mit spektakulären Aktionen für Schlagzeilen. Er halbierte die Löhne von Spitzenfunktionären, inklusive seines eigenen, verkaufte das Regierungsflugzeug, stoppte den skandalumwitterten Bau eines neuen Flughafens und die Teilprivatisierung des Energiesektors, schuf eine neue Truppe zum Kampf gegen das Verbrechen, und er erhöhte Renten und liess Kleinkredite verteilen. Der symbolträchtige Aktivismus verschafft López Obrador eine anhaltende Popularität. Doch nachhaltige Reformen sehen anders aus.

In einem Land, in dem ein wesentlicher Teil der Bevölkerung in Armut lebt, ist eine florierende Wirtschaft der alles entscheidende Faktor. Und in diesem Bereich sieht es nicht rosig aus für Mexiko. Obwohl López Obrador seiner unternehmerfeindlichen Rhetorik bislang kaum Taten folgen liess, brachen die Investitionen ein. Während das Wachstum bereits 2019 stagnierte, schlitterte Mexiko im Corona-Jahr in eine Rezession. Und die Popularität kann schnell verfliegen, wenn sich die Wirtschaft nicht bald erholt.

Gemäss Leonardo Curzio war selten eine Regierung in Mexiko so mächtig wie jene von Andrés Manuel López Obrador. Hier liegt wohl der grösste Unterschied zu Jair Bolsonaro: López Obrador verfügt sowohl im Senat wie auch im Repräsentantenhaus über eine Mehrheit. Doch anders als während seiner Zeit als Bürgermeister besteht diese Mehrheit aus einer Allianz von Parteien. Auch Amlo kann nicht machen, was er will.

* «El Presidente» von Leonardo Curzio und Aníbal Gutiérrez, Grijalbo, 2020

Beruf: lesbisch

Anna Rosenwasser ist die Schweizer LGBTQ-Aktivistin der Stunde.

Wer ist die Frau, die aus ihrer sexuellen Orientierung ein erfolgreiches Geschäft gemacht hat?

Birgit Kelle

Anna Rosenwasser ist von Beruf gay», heisst es als Selbstbeschreibung in ihrem Autorenprofil. Wunderbar, da kann man doch ansetzen! Wie oft stellt sich sonst das Problem bei Autoren, dass sie vorgeben, Experten zu sein, einem ernsthaften Beruf nachzugehen oder gar etwas Konkretes gelernt zu haben. Da ist doch erhellend, dem Leser gleich vorweg zu signalisieren, dass man die eigene sexuelle Orientierung als Hauptberuf versteht. Es macht die Sache erfrischend ehrlich.

An anderer Stelle lässt sie uns wissen, sie sei «bi as fuck» und ihre Arbeit bestehe aus «LGBTQ-Aktivismus, Feminismus und Kolumnismus». Damit wäre bereits alles gesagt über die Autorin Anna Rosenwasser, denn viel unterscheidet sie damit nicht mehr von der Vielzahl jener medialen Marktschreier, die Journalismus mit Aktivismus gleichsetzen und deren Publikum die persönliche Betroffenheit nicht etwa als Ausschlusskriterium, sondern gar als Alleinstellungsmerkmal eines Autors goutiert.

Anna Rosenwasser fügt sich wunderbar ein in eine Welt, in der man neuerdings schwarz sein muss, um das Gedicht einer Schwarzen übersetzen zu dürfen, schwul, um über Schwule zu schreiben, und Migrant, um über Integration zu sinnieren. Ich fühle, also bin ich!, lautet die zeitgemässe Losung. Der zweckentfremdete Grundsatz des Philosophen René Descartes beschreibt das Denkschema moderner, identitärer Lobbygruppen, deren kleine Welt sich vor allem um eines dreht: um sie selbst und ihre leicht verletzbaren Gefühle.

Weniger peniszentriert

Doch zurück zu Anna Rosenwasser, denn nun betreibe ich selbst auch eine Art bezahlten «Kolumnismus», wenn auch aus ihrer Perspektive eher auf der Seite der ewiggestrigen «as straight as fuck»-Heterosexisten und Antifeministen. Aber das «Aushängeschild der Lesben» (*Blick*) ist derzeit medial omnipräsent. Daher lohnt sich ein nüchterner Blick auf die 31-jährige Kommunikationschefin der Lesbenorganisation Schweiz (LOS). Sie ist ja nicht dumm, sondern manchmal sogar lustig, hat

Journalismus, Politologie und Geschichte der Neuzeit studiert, und soll man ihr übelnehmen, dass sie keine Lust mehr hat, sich von manchen weiterhin als «Dreckslesbe» beschimpfen zu lassen, nur weil ihre Lust nicht in die Norm der gesellschaftlichen Mehrheit passt? «Kampflesbe», «Vorzeigelesbe», ihre Titulierungen sind zahlreich, der Jargon wechselt je nach Gegenüber.

Es ist wohl auch der erwartbare Preis, wenn man seine Mitmenschen in penetranter Endlosschleife mit den eigenen sexuellen Vorlieben



Best-of für die moderne Genderfeministin: Kommunikatorin Rosenwasser.

konfrontiert, so dass jetzt jeder weiss, dass für Anna Rosenwasser Sex unter Frauen deswegen gut sei, da «weniger peniszentriert», und die Frage, ob sie mit Männern oder Frauen schlafe, bei ihr «tagesabhängig», wahrscheinlich auch hormonell bedingt, sie selbst nun aber «Beruflesbe» und als «Hobby bisexuell» sei.

Man könnte sie als Lehrbuchbeispiel bezeichnen für das Paradoxon jener Dauerempörten, die ständig lamentieren, dass Geschlecht doch bitte keine Rolle mehr spielen möge, aber ständig über nichts anderes reden als über Geschlecht, sexuellen Vorlieben und die gewaltige gefühlte Diskriminierung, weil sie Lesben, Frauen, bi- oder sonst-wie-sexuell sind.

Erst kürzlich stritt sie in der *NZZ am Sonntag* mit dem ehemaligen *NZZ*-Feuilletonchef – er dann wohl als Vertreter der Generation «as old, white, male as fuck» – über Gendersternchen und Meinungsfreiheit in Zeiten von Cancel-Culture. Auf der Doppelseite lernen wir: In der fabelhaften Welt der Anna Rosenwasser ist die deutsche Sprache männlich dominant und muss mit Gendersprache neu geprägt werden, Cancel-Culture hingegen nur ein konservativer Kampfbegriff jener, die Angst hätten, Privilegien und Macht zu verlieren.

Regenbogen-Universum

In ihren Sphären sind Frauenprodukte unerhört teuer und mit einer «pink tax» belegt, so als zwingt man Frauen, pinke Rasierklingen zu kaufen. In ihrem *woke* Wonderland sind Frauen wie J.K. Rowling aber wiederum keine Opfer, sondern doch irgendwie selbst schuld, wenn ein hasserfüllter Mob ihnen digitale Grabsteine baut, denn schliesslich gilt: «Wenn J.K. Rowling frühzeitig auf die Vorwürfe der Transfeindlichkeit eingegangen wäre, wäre es gar nicht erst zum Aufruf gekommen, sie zu canceln.» Ja, hätte die Harry-Potter-Autorin doch einfach vorher bei der Translobby angefragt, sicher hätte man ihr sensible und erlaubte Worte zum Geschlechterdialog empfehlen können.

Ihre Phrasen sind Klischees einer Best-of-Sammlung für die moderne, intersektionale, antirassistische Genderfeministin. Aber Respekt, immerhin hat sie es mit dieser immer etwas zu bunten, zu vorlauten, zu aggressiven Art medial nach oben geschafft. Sie versteht das Geschäft der Inszenierung in sozialen Netzwerken, die Welt der Shitstorms, der Empörungswellen und der Follower-Mobilisierung.

Nur leise gibt es bei Anna Rosenwasser nicht. Und das ist schade. Denn das könnte der Anknüpfungspunkt werden zu jenen, die ihr vielleicht wohlgesonnen wären, die aber nicht in dieser schrillen Parallelwelt leben, die offensichtlich irgendwo im Regenbogen-Universum zwischen Twitter, Instagram und YouTube existiert, sondern ganz real in der liberalen Schweiz des 21. Jahrhunderts.

Stunde der Dilettanten

Kopfflosigkeit beherrscht die Politik des einstigen Organisationsweltmeisters Deutschland.



Deutschland galt einmal als Effizienzwunder, als Land der professionellen Organisation. Und nachdem den Deutschen durch die Verbrechen des Nationalsozialismus und die Niederlage im Zweiten Weltkrieg der Nationalstolz abhandengekommen war, waren sie umso stolzer auf ihre wissenschaftlichen, organisatorischen und wirtschaftlichen Leistungen, die sich im Wirtschaftswunder so glücklich vereinten.

Auch die Energie, die das wiedervereinigte Deutschland ab 1990 in den Aufbau Ostdeutschlands steckte, und der Gestaltungswille, der 2003 und 2004 unter Bundeskanzler Gerhard Schröder in die Reformen des Arbeitsmarkts und der Sozialpolitik floss, schien Deutschland zum leistungsfähigen Gesellschaftsmodell zu machen. Seitdem aber ist es so, als sei ein Schalter umgelegt worden. In zentralen Fragen ist deutsche Politik gefühlsgeladener und undurchdacht. Moralisiertes Dilettantentum hat an Boden gewonnen, ein auf gründlicher Expertise beruhender, zum Konflikt bereiter Entscheidungswille ist immer seltener anzutreffen. Das zeigt sich auf zahlreichen Feldern in der Sozial-, Finanz-, Bildungs- und Gesellschaftspolitik. Dazu einige Beispiele:

Der überstürzte, geradezu kopflose Ausstieg Deutschlands aus der Kernenergie nach der Nuklearkatastrophe in Fukushima macht das Ziel einer CO₂-armen Energieerzeugung und -verwendung noch viel schwieriger, als es ohnehin schon ist. Zusammen mit dem vorgezogenen Kohleausstieg läuft Deutschland sehenden Auges auf eine riesenhafte Energielücke zu, die entweder die ehrgeizigen international vereinbarten Klimaziele oder die Zukunft des Wirtschaftsstandorts Deutschland gefährdet.

Die Einführung des Euro gründete auf dem vertraglich eindeutig vereinbarten Konzept, dass alle Länder für ihre Schuldenpolitik selbst verantwortlich sind und dass es keine direkte oder indirekte Schuldenfinanzierung durch die Europäische Zentralbank gibt. Beginnend mit der Griechenland-Rettung im Jahr 2009, wurde dieses Prinzip konsequent in sein Gegenteil verkehrt. Die deutsche Politik schaute zu oder machte mit. Der offenkundige Vertragsbruch und die Umkehrung des ursprünglichen Konzepts in sein Gegenteil werden bis heute geleugnet.

Bei der Flüchtlingskrise 2015/16 zeigte sich in teils dramatischen Ereignissen, dass die EU und Deutschland kein funktionierendes Konzept für die Steuerung von Einwanderung und den Umgang mit Asylbegehren haben. Insbesondere Deutschland hat für illegale Einwanderer die Anziehungskraft eines offenen Scheunentores. In dem halben Jahrzehnt seit dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise gab es in Deutschland keine nennenswerten Bemühungen um eine operativ wirksame Steuerung von Einwanderung.

Durch das verantwortungslose politische Dilettantentum bei der Euro-Rettung und der Steuerung von Einwanderung haben die etablierten Parteien den Boden für die Gründung der AfD und deren Einzug in die Parlamente bereitet. Ihre kollektive Strategie, die AfD als Schmutzkind zu behandeln, mit dem man unter keinen Umständen spielen darf, ist erneut undurchdacht. Für die CDU/CSU bewirkt sie eine babylonische Gefangenschaft in Koalitionen mit den Grünen oder der SPD, soweit sie künftig überhaupt noch mitregieren will.

Zur Meisterschaft wurde das politische Dilettantentum im Umgang mit der Corona-Pandemie gebracht: Grosse Konjunktur hatten anspruchsvolle Konzepte für eine ethisch vertretbare Impffreihefolge. Aber die Einführung einer wirksamen Corona-App scheiterte am Datenschutz. Die rechtzeitige Bestellung einer ausreichenden Impfstoffmenge wurde verschlafen und die Zuständigkeit nach Europa verschoben, aber der Einsatz des wirksamen Impfstoffs von Astra Zeneca wurde durch immer neue Bedenken behindert. Die wirksame Durchimpfung der Bevölkerung wird beim einstigen Organisationsweltmeister Deutschland erst ein Vierteljahr später erreicht sein als in den USA, Israel oder Grossbritannien. Das kostet zusätzlich Tausende von Corona-Toten und sorgt für dreistellige Milliardeneneinbussen bei der Wirtschaftsleistung.

Die Entscheidung nach Opportunität und vermuteter Mehrheitsströmung hatte in der Vergangenheit auch deshalb immer wieder Erfolg, weil die negativen Folgen zunächst nicht spürbar waren und gegebenenfalls viele Jahre auf sich warten liessen. Im Falle der Pandemie zeigen sich die Folgen der politischen/sachlichen Fehler dem normalen Bürger aber schneller beziehungsweise nahezu unmittelbar. Das bewirkte und bewirkt eine beispiellose Legitimationskrise, die sich auch in den Umfragewerten für die Union dramatisch niederschlägt.

Im nahenden Bundestagswahlkampf werden die Fehler in der Corona-Politik, wenn es nach der CDU/CSU geht, kein Thema sein, denn man möchte sich nicht Wahlchancen verscherzen, indem man Angela Merkel kritisiert. Es gilt also weiter: «Avanti dilettanti!»

Geschäftsmodell Verwaltungsrätin

Frauen gewinnen in grösseren Schweizer Unternehmen an Macht. Mit staatlicher Unterstützung verdrängen sie Männer. Verbessert das die Firmenführung?

Beat Gygi

Kaum zu glauben, wie Zeitgeist und Regulierungsklima die Wahrnehmung beeinflussen. Betrachtet man in Geschäftsberichten von Unternehmen die Verwaltungsratsbilder, beginnt man automatisch zu zählen. Wie viele? Wie viele Frauen? Ein Bild, auf dem acht Männer in Reihe stehen, vermittelte früher den Eindruck von konzentrierter Kompetenz, heute denkt man: Wann wird die PR-Abteilung der Firma wohl von solchen Darstellungen abraten?

Die Saison der Generalversammlungen steht bevor und wird neue Gender-Diskussionen mit sich bringen. «Entschuldigung, Sie besetzen unbefugt Frauenplätze», diesen Vorwurf müssen die gut zwei Dutzend grösseren Schweizer Unternehmen gewärtigen, die keine Frauen im Verwaltungsrat haben.

Angesprochen darauf, geben etliche dieser Unternehmen zur Antwort, sie liessen sich nicht unter Druck setzen. Man werde die Besetzung von Vakanzen auch in Zukunft nicht vom Geschlecht abhängig machen, sondern vom Leistungsausweis, schreibt eine Firma und fügt an: In den letzten Jahren habe sich auf freie Positionen in Verwaltungsrat und Konzernleitung keine geeignete Frau beworben.

Rekrutierung der Geeignetsten ohne spezielle Rücksicht aufs Geschlecht, auf die Biologie – das tönt aus wirtschaftlicher Sicht nüchtern, vernünftig und effizient, ist in der Schweizer Politik nun aber verpönt, gilt als Benachteiligung der Frauen. Die damalige Justizministerin Simonetta Sommaruga sagte in der Parlamentsdebatte 2018: «Männer wählen Männer», das sei «menschlich oder männlich» und zu korrigieren. 2020 erliess das Parlament im Zuge der Aktienrechtsrevision für grosse kotierte Unternehmen Geschlechterrichtwerte für Verwaltungsräte und Geschäftsleitungen, die Anfang 2021 in Kraft traten. Es sind nicht fixe Quoten, aber Vorgaben, dass die Frauen bis in fünf Jahren 30 Prozent der Verwaltungsratssitze und bis in zehn Jahren 20 Prozent der Positionen in den Geschäftsleitungen besetzen sollen.

Wo dies nicht der Fall ist, sollen die Firmen erklären, warum nicht. «Comply or explain»,



Biologie als Pflichtübung: Monika Bütler, Beatrice Weder di Mauro, Iris Bohnet (v. l.).

das ist Soft Law, das ist ein Fremdkörper, eine schwammige Stelle in einem Schweizer Gesetz. Aber die ganze über ein Jahrzehnt durchgeschleppte Aktienrechtsrevision war eine Abfolge von politischen Launen; zuerst wollte man die Managerlöhne regulieren, etwas später die Preisdifferenzen zwischen der Hochpreisinsel Schweiz und dem Ausland. Am Schluss kam man dazu, die Geschlechterfrage beim Führen privater Firmen zur öffentlichen Sache zu machen, Biologie als Pflichtübung.

Lukratives Portefeuille

Frauen erhalten quasi ein Expressticket, um an der Warteschlange der Männer vorbeizuziehen. Heute erscheint eine Karriere als Verwaltungsrätin als besonders verheissungsvolles Geschäftsmodell, das sich einer gutausgebildeten Frau, etwa einer Juristin oder einer Ökonomin bietet. «In dieser Situation müsste jetzt eine dreissigjährige dynamische Frau voll auf Bewerbungen und Präsentationen setzen», sagt Urs Fueglistaller, Ökonomeprofessor und Direktor am Schweizerischen Institut für KMU an der Universität St. Gallen, das sich mit Führungsfragen befasst.

«Jetzt ist die absolut richtige Zeit, zu zeigen, was man kann.» Dies auch, weil die geburten-

starken Jahrgänge dem Pensionsalter näher kämen. Junge Talente seien umso gefragter, gerade auch in den Verwaltungsräten. Die Corona-Krise habe vielerorts Führungsmängel offengelegt, da könne man einhaken. Diese Chancen böten sich nicht nur in grösseren kotierten Firmen mit den Geschlechterrichtwerten, nein, das gelte auch für KMU.

Publizitätswirksame Vorbilder sind vorläufig aber Frauen mit hochkarätigen Mandaten – und das Gesetz zielt ja auch auf diesen lukrativen Markt. Aufsehen erregte kürzlich die UBS-Managerin Sabine Keller-Busse, die als Chefin von UBS Schweiz nächstens in den Verwaltungsrat des Zurich-Versicherungskonzerns einziehen will – entgegen der langen (männlichen) UBS-Tradition, nach der operative Chefs der Bank von Aufsichtsmandaten anderswo absehen sollen.

Besonders bekannt ist die Multi-Mandats-trägerin Monika Bütler, in St. Gallen Ökonomeprofessorin und unter anderem in den Verwaltungsräten der Industriekonzerne Huber + Suhner und Schindler, im Bankrat der Schweizerischen Nationalbank und zurzeit in der Covid-Science-Task-Force des Bundes.

Lukrativ ist das Portefeuille der Baslerin Beatrice Weder di Mauro, Ökonomeprofessorin

und in den Aufsichtsgremien von UBS (bis diesen Frühling) mit einem Jahreshonorar von 550 000 Franken, vorher auch bei Roche, Thyssen-Krupp oder der Ergo-Versicherungsgruppe – dies zusätzlich zu ihrer achtjährigen Amtszeit (bis 2012) im Sachverständigenrat der «Wirtschaftsweisen» in Deutschland sowie in EU-Expertenfunktionen.

Prominent ist auch die Luzernerin Iris Bohnet, Ökonomeprofessorin in Harvard und bei Credit Suisse im Verwaltungsrat (Jahreshonorar 350 000 Franken), da unter anderem im Kompensationskomitee tätig, das die Bonuspolitik der Bank verantwortet.

Dass Akademikerinnen ohne grosse operative Führungserfahrung, mit relativ allgemeiner ökonomischer Ausbildung auf Spitzenposten in Unternehmen gelangen, kann für Frauen generell das Signal sein: Man kann es ins Aufsichtsgremium schaffen, ohne dass man das Geschäft sehr gut kennt. Professorinnen oder Politikerinnen bieten als Verwaltungsrätinnen der Firma Vorzüge durch Ausstrahlung nach aussen, Vernetzung, man spricht eher von der Aussenwirkung als von der Innenwirkung.

Die Gewichtsverschiebung von Mann zu Frau beschleunigt sich. Der kürzlich veröffentlichte Schilling-Report 2021, der einen Überblick über die Führungsgremien in Wirtschaft und öffentlichem Sektor bietet, zeigt seit längerem einen steigenden Frauenanteil in den Verwaltungsräten der grösseren Schweizer Unternehmen. 2010 waren es 10 Prozent, 2016 sodann 16 Prozent, heute sind es 24 Prozent.

Der Geschlechterrichtwert von 30 Prozent werde bis 2025 erreicht sein, sagt Firmeninhaber Guido Schilling. Beträchtlich an Boden gewonnen haben Verwaltungsräte mit drei und mehr Frauen (38 Prozent), dagegen gingen rein männliche Gremien auf 10 Prozent zurück.

Während Männer weiter an Terrain verlieren, investieren Frauen entsprechend in ihren Eroberungszug. Martin Hilb, emeritierter Ökonomeprofessor an der Universität St. Gallen sowie Gründer und leitender Partner der International Board Foundation, berichtet von einer stetig gestiegenen Nachfrage von Frauen nach Verwaltungsrats-Aus- und -Weiterbildungsangeboten der Swiss Board School. Im jüngsten VR-Zertifikatskurs machten die Absolventinnen 34 Prozent aus. Er ergänzt: Nachdem im neuesten European Gender Diversity Index of Organizations die Schweiz auf Rang 17 von 18 Ländern liege, würden die meisten grösseren Unternehmen in der Schweiz künftig vermehrt Verwaltungsrätinnen ernennen. Hilbs Einschätzung: «Für Männer wird in der Schweiz voraussichtlich in den nächsten Jahren das Angebot an attraktiven Verwaltungsratspositionen entsprechend sinken.»

Pikanterweise figurieren in der erwähnten Diversitäts-Rangliste auf den letzten 20 von 581 Positionen 7 wirtschaftlich fitte Schweizer

Firmen: Lindt & Sprüngli, Baloise, PSP, Sika, Kühne + Nagel, Swiss Life und SGS. Ist Diversität etwa gar nicht matchentscheidend? Doch, Diversität ist das Zauberwort, mit dem die Frauenförderung begründet wird.

Stempel als Quotenvertreterin

Grössere Vielfalt in der Zusammensetzung der Führungsgremien sei gut für den unternehmerischen Erfolg. Diversität fördere die Mitarbeiterzufriedenheit, verringere Absenzen und Fluktuationen, die Innovation profitiere von stärker durchmischten Teams. Die Firma werde attraktiver auf dem Arbeitsmarkt, im «war for talents». Aber warum tun die Firmen das nicht von sich aus, wenn es doch rentiert? Sobald man Firmen zur Diversität zwingt, ist man doch bei der Quote, bei der Ansicht: Freies Entscheiden ist wirtschaftlich schlechter als eine hoheitliche Lenkung mit biologischer Orientierung, die Frauen begünstigt.

Und ist es denn erstrebenswert, als Frau von Quoten zu profitieren? Zu erwarten ist doch eine negative Selektion nach dem Muster: Wer keine Quotenfrau sein will, sondern auf das Leistungs-

Frauen erhalten ein Expressticket, um an der Warteschlange der Männer vorbeizuziehen.

prinzip setzt, bleibt jetzt den Verwaltungsräten fern. Wer hingegen einsteigt, wird wohl oder übel mit dem Wort Quotenvertreterin in Verbindung gebracht. Das grosse Experiment in Norwegen, wo 2003 Frauenquoten von 40 Prozent für die Boards der kotierten und öffentlichen Unternehmen erlassen wurden, hatte damals eine längerfristige Wertminderung der Unternehmen und starke Veränderungen in der Zusammensetzung der Verwaltungsräte zur Folge. Die Frauen waren jünger als die Männer und verfügten über erheblich weniger Erfahrungen in operativer Führungstätigkeit.

«Die Diskussionen sind mühselig, aber man muss sagen: Quoten sind besser als ihr Ruf», sagt Katja Rost, Soziologieprofessorin an der Universität Zürich. Sie hat sich in ihrer Forschung mit Führung und Diversität in Unternehmen befasst und vertritt die Einschätzung, dass eine

Quote längerfristig zu intensiverer Konkurrenz um die Verwaltungsratsposten und damit zu besserer Qualität der Verwaltungsratsstätigkeit führen kann. Klar, am Anfang würden bisweilen schon eher Verwaltungsrätinnen gewählt, die politisch genehm seien, nicht aneckten, beliebt seien, «die typisch Hübsche, die dasitzt wie eine Assistentin, nicht viel fragt und sich nicht antifeminin verhält», sagt Rost. Eine solche Praxis sei dem Ruf der Frauen nicht zuträglich und wirke nicht qualitätssteigernd, aber mit der Zeit verschwinde diese Tendenz zunehmend – vor allem auch dann, wenn weitere Frauen ins Gremium gewählt würden und auch auf diese Weise Konkurrenz entstehe.

Heute sei das Problem, dass vielen Frauen operative Führungserfahrung fehle, Management-Know-how, konkretes Wissen zum Geschäft. Dies aber sei unbedingt nötig für eine wirksame Kontrolle des Managements, was ja die Kernaufgabe des Verwaltungsrats darstelle. «Die Frauen mit operativer Erfahrung werden aber kommen», sagt Rost. Im Moment seien viele in Managementpositionen in Firmen um die vierzig Jahre alt, aber ungefähr in zehn Jahren sei für sie der Wechsel in Verwaltungsräte ein idealer Schritt.

Die Nachteile, die bezüglich Geschlechterquoten und fehlendem Know-how erkennbar seien, würden so allmählich behoben. Aber allzu rasch wird es wohl nicht gehen. Laut Schilling-Report ist der Anteil der Frauen in Geschäftsleitungen vergangenes Jahr von 10 auf 13 Prozent gestiegen, sie sind offenbar schwieriger zu finden als Verwaltungsrätinnen.

Wie wichtig aber auch für Verwaltungsräte und Verwaltungsrätinnen einschlägige Erfahrungen in der operativen Führung seien, schildert auch Anton Affentranger. Er war seinerzeit zuerst Verwaltungsratspräsident, dann CEO des Baukonzerns Implenia, also zuerst Aufseher, dann Macher. Das habe ihm drastisch vor Augen geführt, wie wenig ein Verwaltungsrat vom Operativen tatsächlich mitbekomme. Er findet es aus dieser Sicht bedenklich, dass Verwaltungsrat heute in der Schweiz zunehmend zum Beruf wird, nach dem Motto: Drei bis fünf Mandate wären schön, das gibt ein gutes Einkommen.

«Diversität ist für die Qualität des Verwaltungsrats entscheidend. Wenn man aber den Verwaltungsrat als Beruf betrachtet, kommt es automatisch zu einer Abhängigkeit», sagt Affentranger. Wenn das beaufichtigte Unternehmen Teil des professionellen Kundenportefeuilles sei, dann werde man dieser Firma sicher nicht sehr kritisch begegnen. Fürs Kontrollieren vom Kontrollierten bezahlt zu werden, bedeute einen inhärenten Interessenkonflikt, sagt er, «ich finde das Modell, bei dem der Verwaltungsrat zu einem Berufsclub wird, gefährlich und falsch.» Briche Worte mit Blick auf das Geschäftsmodell Verwaltungsrätin.



„Schatz, du könntest mal wieder sandsaugen...“

Fertig frustig!

Nicht alles ist toxisch am Mann.

Was Frauen und alle, die sich so fühlen, von Männern lernen können.

Dominique Feusi

Ich habe mich heute Morgen schon aufgeregt!», sagt die Frau, die mir mit dem Cargo-Bike auf dem Trottoir in die Beine fährt. Ich sage: «Auh!», und dann nicht mehr viel, denn die Frau schaut aus, als ob sie sich schon länger aufregt. So ihr halbes Leben lang. Sie hat das typische Zitronengesicht, das man hierzulande andauernd sieht, und es tut mir leid, aber ich sehe das saure Antlitz weitaus öfter an Frauen.

Die Frau, die mir morgens entgegenjoggt. Die Frau, die eisern auf ihrem Vortritt besteht und lieber die ganze Kreuzung blockiert, als rasch ein anderes Auto reinzulassen. Das ist dann meist auch die Frau im Auto, das vor dem Fussgängerstreifen partout nicht für Passanten hält. Die Frau, die im Meeting niemals einer anderen Frau, aber immer dem Mann recht gibt. Die Frau, die ins Telefon schimpft, was «in der Beziehung alles nicht stimmt!» – sie alle schauen aus, als hätte man bei einer Bilddatenbank das Stichwort «Frustration» eingegeben. Das tut mir leid, weil ich selbst eine Frau bin, weil ich die Frust-Fallgruben kenne, doch soweit ich weiss, haben wir nur ein Leben. Und dafür, meine Damen, ist es zu kurz! Man kann nicht immer beeinflussen, was einem passiert, aber man kann stets selbst entscheiden, wie man darauf reagiert. Und Frust ist auch keine Lösung. Sondern ein Gift, das man selbst einnimmt.

Sich selbst lieben — «Meine Oberschenkel sind zu dick!», «Meine Brüste sind zu klein!», «Meine Knie sehen komisch aus!»: Kennen Sie einen Mann, der sich für «komische Knie» schämt? Ich wette, die meisten Männer wissen nicht einmal genau, wie ihre Knie ausschauen. Hauptsache, die funktionieren. Das, meine Damen, ist ein gesunder Ansatz, den sollten wir kopieren.

Ja, oft muss man das Glück selbst in die Hand nehmen, wobei wir schon beim Thema Masturbation wären, deren Vorteile muss man keinem Mann erklären. Doch warum reagieren so viele Frauen noch immer gehemmt? Schliesslich bringt der selbsterzeugte Orgasmus Endorphine, auch bekannt als Glückshormone,

sowie Oxytocin, das für den Rückgang des Stresshormons Cortisol sorgt, hält fit, trainiert Beckenboden, Beine, Po und Bauch, und eine Eins-a-Einschlafhilfe ist er auch. Ja, vor allem bei Schlafproblemen gilt: Masturbieren geht über Studieren.

Die Last des Lästerns — Ob der Mann von der Claudia sie betrügt? Ob die Sandra ihre Kinder falsch erzieht? Ob die Meret mit ihrem Freund glücklich ist? Ob die Samira Botox spritzt? Ob die Karin jetzt echt schon wieder ein neues Auto braucht? Fragt sie doch selbst! Liebe Frauen,



Homo erectus



Homo sapiens



Homo digitalensis

können wir bitte, bitte endlich aufhören damit? Das ist toxisch, das ist anstrengend, das führt zu nix. Und falls das die gängigen Gespräche mit Ihren Freundinnen sind: Rennen Sie weg! Denn kaum sind Sie draussen, wird genauso über Sie hergezogen, also kehren Sie am besten nie mehr zurück. Das nennt sich nicht Freundschaft, sondern Missgunst.

Nicht allen gefallen wollen — Die Gefallsucht ist eine grosse Geissel der Frau, zu gefallen, wird uns antrainiert, gehört zur weiblichen Sozialisation. Die gute Nachricht ist: Sie können aufhören damit! Wirklich. Es funktioniert. Schlafen Sie von mir aus mit dem Mann von der Claudia. Oder mit der Claudia. Und der Samira. Und vielleicht wird dann die Karin sagen, dass Sie eine Schlampe sind. Na und?

Männer haben nicht den Anspruch, allen zu gefallen, die finden sich grundsätzlich selbst ziemlich gut. Das ist klug. Schliesslich ist man sich selbst der einzige Freund, den man ein ganzes Leben lang hat. Und ja, mal gucken, vielleicht werde ich Zuckersäckchen mit diesen Weisheiten bedrucken.

Handeln statt grübeln — Sollte ich Zuckersäckchen mit diesen Weisheiten bedrucken? Und was wird die Karin dazu sagen? Männer halten's eher mit: besser im Nachhinein um Entschuldigung bitten, als vorher um Erlaubnis fragen. Aber er mag es nicht, wenn Sie mit der Meret ausgehen? Das ist sein Problem. Sie sind erwachsen. Sie müssen nicht auf die Bewilligung eines Mannes warten. Okay, ausser er ist Polizist. «Nicht dein Ernst, Süsster?», kommt halb so gut an, wie gedacht.

Versuch's mal mit Gelassenheit — Mein Vater selig sagte immer: «Reg dich nicht auf. Das ändert nichts, aber dir geht es schlecht.» Und doch regt mich jetzt gerade wahnsinnig auf, dass es noch so viel zu erzählen gäbe, aber hier der Platz ausgeht. Tja, vielleicht sollte ich zwecks Stressabbau masturbieren? Das finden Sie total daneben? Egal, die Gefallsucht wurde abgelegt. Fest steht: Jetzt ist Schluss mit frustig!

Corona-Debakel im Blumenrain

Sein Altersheim in Zollikon habe Covid-19 glänzend bewältigt, behauptet dessen Leiter in einem bezahlten Interview. Die Wirklichkeit sieht anders aus.

Christoph Mörgeli

Angehörige von Pensionären im Wohn- und Pflegezentrum Blumenrain in Zollikon staunten nicht schlecht, als sie diesen Artikel lasen: Im grössten Schweizer Nachrichtenportal – in *20 Minuten* online – stand Heimleiter Nebojsa Racic in tadellosem Anzug, mit Gilet und Poschettli, Rede und Antwort auf allerhand unkritische Fragen. Über dem Artikel stand der Titel: «Dank der Kultur des *friendly work space* sind wir gut durch die Krise gekommen.» Laut Racic seien die letzten paar Monate eine grosse Herausforderung gewesen. Die Mitarbeitenden habe psychisch sehr belastet, «angesteckt zu werden und somit das Virus ins Haus zu bringen». In dieser Situation den Bewohnern und deren Angehörigen gerecht zu werden, habe er als «äusserst herausfordernd» empfunden. Zumal im Oktober trotz aller Schutzmassnahmen Corona ausbrach. Durch zweimaliges tägliches Fiebermessen, so Heimleiter Racic, könne man aber schnell reagieren und weitere Ausbreitungen verhindern.

40 Mitarbeiter positiv getestet

Über eine solche schönfärberische Darstellung empört sich Silvia Estermann*, deren Mutter im düsteren Riesenbau des Altersheims Blumenrain an Covid verstorben ist: «Auf einem einzigen Stockwerk sind zahlreiche Bewohner am Virus verstorben. Auch Heimleiter Racic ist schwer daran erkrankt, ohne dass dies bekanntgemacht wurde.» Sie ärgert sich zudem über die Pflegenden: «Viele von ihnen, die aus Dutzenden von Ländern stammen, litten an Covid. Ich bin überzeugt, dass sie die Krankheit in der zweiten Welle ab Oktober ins Heim eingeschleppt haben.» Sonja Kummer*, deren Mutter im Heim wohnt, teilt diese Meinung: «Ein sehr grosser Teil der Angestellten hatte Corona. Den Angehörigen der Bewohner wurde aber ein strenger Lockdown verordnet. Das geht für mich nicht auf.»

Tatsächlich ist die Corona-Bilanz des luxuriösen Zolliker Altersheims, dessen Bau 56 Millionen Franken verschlungen hat, nicht besonders glanzvoll. Die Kommunikatorin der Gemeinde Zollikon lässt ausrichten, es seien 40 von 137 Mit-



Schönfärberei: Pflegezentrum Blumenrain.

arbeitern positiv auf Covid-19 getestet worden, «darunter auch der Heimleiter Nebojsa Racic». Mit und an Covid seien 14 Bewohner verstorben, gegenwärtig lebten 85 Personen im Heim. «Das von Ihnen angesprochene Interview erfolgte auf Anfrage der Gesundheitsförderung Schweiz hin – als Teil zu deren Sensibilisierungsarbeit rund um das betriebliche Gesundheitsmanagement. Die Gemeinde Zollikon hat dafür weder bezahlt, noch hat jemand ein Entgelt dafür erhalten.»

Bezahlt wurde das besagte Interview auf *20 Minuten* online von der Gesundheitsförderung Schweiz. Diese privatrechtliche Stiftung mit 67 Mitarbeitern wird via Krankenkassen von den Prämienzahlern getragen. Allein der Personalaufwand beträgt 8,7 Millionen Franken, der Durchschnittslohn der Angestellten liegt bei 130 000 Franken. Die Gesundheitsförderung Schweiz erläutert ihr finanzielles PR-Engagement so: «Es ist Teil unserer Sensibilisierungskampagne zur Förderung des betrieblichen Gesundheitsmanagements.» Auf *20 Minuten* online würden unter anderem Organisationen mit «vorbildlichem betrieblichem Gesundheitsmanagement» präsentiert, und zwar in der Absicht, «dass sich andere Betriebe ein Beispiel daran nehmen».

So befragte *20 Minuten* online den gelernten Krankenpfleger Nebojsa Racic, der sich im Zolliker Wohn- und Pflegezentrum «Geschäftsführer» nennt, pflichtschuldig über sein «gut verankertes betriebliches Gesundheitsmanagement nach Friendly Work Space». Bei diesem englischen Modebegriff handelt es sich um ein Label, das die Gesundheitsförderung Schweiz

jenen Organisationen verleiht, die das von ihr vorgegebene betriebliche Gesundheitsmanagement (BGM) erfolgreich umsetzen. Das Wohn- und Pflegezentrum Blumenrain trägt das Label seit 2015.

Überwacht und beaufsichtigt

Heimleiter Racic wurde auch nach seiner Vorbildfunktion in der schwierigen Situation befragt. Das Personal sei kein Kostenfaktor, sondern eine Investition, antwortete er. Ihm persönlich sei «diese Kultur des *friendly work space* sehr wichtig». Man trage nicht nur das entsprechende Label, sondern pflege und lebe es auch. Er wolle, «dass sich das gute Betriebsklima vor allem auch positiv auf unsere Bewohnerinnen und Bewohner auswirkt». Die Behauptung Racics, es herrsche in Zollikon «ein gutes Arbeitsklima», findet die Schweizer Mitarbeiterin Priska Pfister* falsch: «Ich erlebe hier keine gute Betriebsatmosphäre. Mitarbeiter aus Ex-Jugoslawien werden bevorzugt, man fühlt sich ständig überwacht und beaufsichtigt.»

Der Werbebeitrag über das Zolliker Altersheim wurde für die Gesundheitsförderung Schweiz von Commercial Publishing hergestellt. Dieses produziert im Auftrag von *20 Minuten* und Tamedia kommerzielle Inhalte. Ist es nicht eigenartig, wenn ein Altersheim in Zusammenhang mit einem bezahlten Inserat angepriesen wird? Das Unternehmen Commercial Publishing der TX Group sieht hier selbstverständlich kein Problem, sondern preist sich potenziellen Auftraggebern so an: «Mit Sponsored Posts liefern wir unseren Leserinnen und Lesern – also Ihren Kundinnen und Kunden – journalistisch aufbereitete Inhalte mit Mehrwert.»

Allerdings unterscheiden sich diese Bezahlbeiträge in Aufmachung und Schrift praktisch nicht von den rein redaktionellen Artikeln. Diese Vermischung ist auch regelmässig ein Thema bei Klagen zuhanden des Schweizer Presserats. Im Fall der angeblichen Covid-Erfolge des Zolliker Altersheims wurde jetzt definitiv zu dick aufgetragen.

*Name geändert

Verlockung des Autoritären

Die polnisch-amerikanische Historikerin Anne Applebaum über autoritäre Regimes, irregeleitete Intellektuelle und die gefährliche Online-Sucht.

Pierre Heumann



Gefahr für die Demokratie: Bestsellerautorin Applebaum.

Ihr jüngstes Buch zählte Barack Obama im vergangenen Jahr zu seiner Lieblingslektüre. Darin warnt Historikerin und Bestsellerautorin Anne Applebaum vor der Gefahr, dass Demokratien von innen ausgehöhlt werden. Ihr «*Twilight of Democracy: The Seductive Lure of Authoritarianism*» ist jetzt unter dem etwas schärferen Titel «Die Verlockung des Autoritären» auf Deutsch erschienen. Der Weckruf trifft den Nerv der Zeit und stösst bei liberalen Zeitgenossen auf breite Zustimmung.

In Applebaums Menetekel spielt der subversive Einfluss irregeleiteter Intellektueller eine wichtige Rolle. Sie diagnostiziert einen Verlust an Vertrauen in die Demokratie und eine Demontage moderner Republiken.

Dass die Demokratie in Gefahr sei, zeigt sie exemplarisch an der Entwicklung in Polen. Die Regierung in Warschau, sagt Applebaum, hetze gegen die liberale Elite – eine Elite, zu der sie ohne Zweifel selber auch gehört. Seit 1992 ist die gebürtige Amerikanerin mit Radoslaw Sikorski verheiratet, dem ehemaligen Aussenminister

und Parlamentspräsidenten von Polen, der seit zwei Jahren im EU-Parlament politisiert. 2013 erhielt sie die polnische Staatsbürgerschaft.

Weg zum Wohlstand

Derzeit doziert sie an der Johns Hopkins University in Washington, D. C., über Demokratie. Die Pulitzerpreisträgerin gehört zudem zum Redaktionsstab von *The Atlantic*, und in *The Washington Post* hat sie eine regelmässige Kolumne.

Mit verklärter Nostalgie erinnert sich die Historikerin an die 1990er Jahre, als in ihrer Wahlheimat Aufbruchstimmung herrschte. Ab 1989, nach dem Rückzug der sowjetischen Soldaten, fühlte es sich gut an, als Intellektuelle in Polen zu leben, das im Begriff war, sich dem Westen anzuschliessen: «Wir waren uns einig über die Demokratie, den Weg zum Wohlstand und die generelle Richtung.»

Inzwischen ist das Land tief gespalten. Die einstige Begeisterung für Demokratie und Weltoffenheit, die sie nach dem Mauerfall gefeiert

hatten, beklagt die 56-Jährige, sei der autoritären Gesinnung gewichen, die in Polen zum dominierenden Faktor geworden sei und der jetzt viele ihrer Freunde huldigten. Dafür macht sie vor allem opportunistische Demagogen verantwortlich. Applebaum wirft ihnen vor, einen (ungeschriebenen) Pakt mit dem Liberalismus gebrochen zu haben.

Viele ihrer Freunde, mit denen sie nach dem Ende der sowjetischen Besatzung die Überlegenheit der westlichen Freiheiten gefeiert hatte, haben sich inzwischen von ihr abgewandt. Sie würden sich jetzt mit einer Politik identifizieren, die im Widerspruch zum liberalen Pluralismus stehe.

Polen sei keine Ausnahme: Auch in Ländern wie Ungarn, Spanien, Frankreich oder Grossbritannien und in den USA sei eine ähnliche Spaltung zu beobachten, eine Abkehr vom proeuropäischen, rechtsstaatlichen und marktwirtschaftlichen Konservatismus, den Applebaum nach wie vor hochhält, sich dabei aber zunehmend einsam fühlt.

Dass die Rechte weiter nach rechts gerutscht sei, habe mit einem Gefühl der Enttäuschung zu tun – Enttäuschung darüber, dass die Demokratie nicht halte, was von Politikern versprochen wurde, oder darüber, dass Fremde die Identität des Landes gefährden würden. «Das führt dann zu einer Radikalisierung mit Slogans wie «Mein Land ist tot» oder «Das ist nicht Amerika».»

Antidemokraten, ist Applebaum überzeugt, hätten gerade in Zeiten der Unsicherheit ein leichtes Spiel. Menschen fühlten sich dann zu autoritärem Denken hingezogen und würden Politiker bevorzugen, die ihnen mehr Gewissheit und Sicherheit versprechen. «Unter den

Das Ziel von Big Tech sei nicht die Unterstützung eines konstruktiven Dialogs.

passenden Bedingungen», schreibt sie, «kann sich jede Gesellschaft von der Demokratie abwenden.» Und warnt: «Wenn man überhaupt etwas aus der Geschichte lernen kann, dann vielleicht, dass alle unsere Gesellschaften dies früher oder später tun werden.»

Im Zoom-Gespräch lässt sie den Einwand nicht gelten, dass die fast zwangsläufige Abwendung von der Demokratie eine reichlich pessimistische Einschätzung sei. Sie sei vielmehr «realistisch», widerspricht sie, «denn Demokratien können versagen.» In den vergangenen Jahrzehnten habe man sich vom Gefühl einlullen lassen, dass die Demokratie so perfekt und ideal sei, «dass man sich zurücklehnen könne und die Politiker ihren Job machen lassen, während wir Bürger Geld verdienen oder Gedichte schreiben können. Das war falsch.» Die Geschichte bleibe «radikal offen».

Von Big Tech in eine Blase gelockt

In der Corona-Krise, sagt Applebaum, habe sich dies bestätigt. Für eine definitive Beurteilung der Auswirkungen auf die Demokratie in einzelnen Ländern sei es zwar verfrüht. Aber sicher sei, dass die Leute es in der ersten Phase der Pandemie toleriert hätten, dass der Staat mehr Kompetenzen als sonst üblich beanspruchte. Einschränkungen wie Lockdowns oder Shutdowns wurden hingenommen, zum Teil sogar begrüßt. Applebaum: «Wenn die Leute Angst haben, sind sie bereit, Freiheit gegen Sicherheit zu tauschen.» Inzwischen lasse sich zwar eine Gegenreaktion beobachten, was sich in Demonstrationen gegen Lockdowns manifestiere. Aber sie befürchtet, dass auf einigen Gebieten künftig eine stärkere Rolle des Staates akzeptiert werde. So sei in den USA soeben ein aussergewöhnlich grosses Ausgabenpaket in Diskussion, «und zwar in einer Grössenordnung, wie wir es seit Jahrzehnten nicht gesehen haben». Das könnte für die Demokratie gefährlich sein: «Je mehr Macht der Staat

hat, umso schwieriger ist es für Individuen, gegen ihn vorzugehen, wenn das nötig ist.»

Aufgrund der Corona-Krise wurde ihr zudem klar, dass der «globale Optimismus naiv war». Bei Ausbruch der Epidemie sei es nur beschränkt zu internationalen Kooperationen gekommen, wohl aber zu Abschottungen, Grenzschiessungen und nationalen Alleingängen. Sie hoffe jetzt auf eine internationale Kooperation bei der Impfkation – «aber vielleicht ist auch diese Erwartung naiv», sagt sie.

Sie «bewundere das System der direkten Demokratie in der Schweiz», meint sie auf meine entsprechende Frage, da stecke viel «soziales Kapital» drin. Der Schweizer Weg lasse sich indes nicht auf andere Staaten übertragen. Aber könnte die grenzenlose Online-Welt nicht zu einer Art virtueller globaler Landsgemeinde mutieren, bei der zumindest theoretisch eine öffentliche Diskussion über relevante Themen möglich sei, an der sich alle beteiligen könnten?

Sie wiegelt ab. Laut Applebaum lauern im virtuellen Universum neue Gefahren für die Demokratie: «Das Internet könnte die öffentlichen Diskussion abwürgen. Es ist im Kern undemokratisch.» Im riesigen öffentlichen Raum, in dem sich politische, religiöse oder kommerzielle Akteure tummeln, bestimmt eine Handvoll Tech-Firmen die Regeln und setzt durch, dass diese für sie – und nicht für die Demokratie – von Vorteil sind. So habe Facebook zum Beispiel Algorithmen installiert, die darüber bestimmen, welche News User zu sehen bekommen. Das Ziel von Big Tech sei nicht die Unterstützung eines konstruktiven Dialogs. Den Silicon-Firmen gehe es in erster Linie darum, die Nutzer online zu halten, damit sie Werbung konsumieren. «Deshalb räumen sie extremen Emotionen Priorität ein, Wut und abwegigen Konversationen – alles Dinge, die die Leute süchtig machen sollen.» Die User werden in eine Blase und in Resonanzkammern mit extremen Inhalten gelockt.

Twitter, Facebook und Co. haben eigene Regeln, welche Inhalte sie tolerieren und welche nicht. «Ich würde es vorziehen, dass diese Regeln nicht von diesen Firmen, sondern aufgrund eines öffentlichen Diskussionsprozesses bestimmt würden. Das wäre fairer und würde diese Entscheidungen demokratischer machen.»

Anne Applebaum: Die Verlockung des Autoritären. Siedler Verlag. 208 S., Fr. 25.–



INSIDE WASHINGTON

Kein Home-Run für Biden

Pressesprecher des US-Präsidenten haben einen der härtesten Jobs in Washington: Sie müssen hinter ihrem Chef aufräumen. Am Montag war Jen Psaki auf vollen Touren, als sie versuchte, die lautstarke und energische Unterstützung von Joe Biden für einen Boykott des Bundesstaates Georgia durch die Baseball-Liga als beiläufigen Kommentar darzustellen.

Biden war letzte Woche gefragt worden, ob dieser Sport, der so amerikanisch ist wie Hotdogs, in Georgia nicht mehr von der Major League gespielt werden sollte, weil dort ein neues Wahlgesetz verabschiedet wurde. Biden erklärte schwätzerisch: «Ich würde sie stark unterstützen, wenn sie das tun. Die Leute blicken zu ihnen auf. Sie sind Vorbilder.»

Er nannte das neue Wahlgesetz, das unter anderem eine Foto-ID bei der Stimmabgabe erfordern würde, «Jim Crow auf Steroiden». «Jim Crow» nannte man die unschöne Zeit vor der Durchsetzung von Bürgerrechten, als das Wahlrecht von Schwarzen oft gewaltsam unterdrückt wurde. Zwei Tage später gab die Major League Baseball bekannt, dass sie ihr sommerliches, bei den Fans beliebtes All-Star-Game nicht im republikanisch regierten Georgia austragen würde. Nun aber schrien die Demokraten im Bundesstaat «Foul!»: Diese Entscheidung würde den Staat hundert Millionen Dollar an verlorenen Tourismuseinnahmen kosten.

Die Republikaner stiegen in die Raulerei mit ein. Der Führer der Minderheit im Senat, Mitch McConnell, warnte vor «ernsten Konsequenzen», wenn man dem «linksextremen Mob» nachgebe. Senator Marco Rubio fordert die Baseball-Liga auf, ihre lukrativen Geschäftsbeziehungen zu China zu kappen, wenn sie ihre neu entdeckte «unerschütterliche Unterstützung für Menschenrechte» demonstrieren wolle. Die meisten Amerikaner wollen derweil nur eines: keine Politik in ihrem Lieblingssport.

Amy Holmes

Algorithmus, ich liebe dich!

Alle schimpfen über automatische Werbung und Videos, die eingespielt werden. Dabei kennen mich Youtube und Co. besser als ich mich selbst.

Gion Mathias Cavelty

Alle schimpfen über Algorithmen – ich liebe sie! Für mich kann es nicht genug Algorithmen geben. Am Abend vor dem Einschlafen bete ich immer: «Unseren täglichen Algorithmus gib uns heute!» Wenn ich ehrlich bin, würde ich von Herzen gern alles den Algorithmen überlassen. Das Leben wäre von A bis Z wundervoll. Was Algorithmen sind, weiss ich zwar nicht genau. Das ist mir aber egal.

Letzthin seufzte jemand: «Mich bespielte Instagram gerade über längere Zeit mit Werbung für Intimrasierer, warum auch immer. Ich habe nicht mal Brusthaare, bin etwa so behaart wie eine Sphinx-Katze.»

Was soll das Klagen? Seid doch froh und singt mit mir (und Rudi Carrell) zusammen: «Lass dich überraschen / Gleich, das ist ganz klar / Werden Wunder Wirklichkeit / Werden Träume wahr!»

Black Metal und Serienmörder

Wobei: Das mit den Überraschungen ist bei mir gar nicht so. Bei mir treffen die Algorithmen immer voll ins Schwarze.

Auf Youtube zum Beispiel. Dort kriege ich zuverlässig einen eklektischen Mix aus Video-Vorschlägen serviert, der mir wohl mundet. Er besteht aus Black Metal, Cembalo-Musik, Comedy und eigenartigen pseudo-historischen Reportagen. Aber schauen wir doch gleich mal nach, was Youtube heute für mich in petto hat.

Also, unter den aktuellen Top-Vorschlägen sind:

- «Todesfalle Moor – Kann man im Moor versinken?»
- «Diese Quark Öl Teig Hasen lassen Herzen hüpfen»
- «Nazi Quest for the Holy Grail»
- «Tesla, Trump & the Time Capsule»
- «WHO KILLED WHO in John Carpenter's The Thing (1982)»
- «Die dunkle Wahrheit über Dieter Bohlen & sein RTL-Aus»
- «You'll not only lose your mind, but you'll lose your soul» – Christopher Lee discusses rumours of his occult library»

– «Year 536 Was the Worst Year to Be Alive – What Happened?»

Herzlichen Dank, lieber Algorithmus! Das ist richtig liebevoll ausgewählt. Das möchte ich mir alles unverzüglich anschauen!

Was seit geraumer Zeit übrigens auch nicht fehlen darf: Vorschläge für Videos über Serienmörder. Ich muss dann auch nicht lange scrollen,

Das ist richtig liebevoll ausgewählt. Das möchte ich mir alles unverzüglich anschauen!

da kommt schon der erste diesbezügliche Vorschlag: «Auf den Spuren einer Serienmörderin». Ich glaube, das hängt damit zusammen, dass ich mir vor ein paar Wochen das Video «Former FBI Agent Explains How to Read Body Language» angeschaut habe. Seither hagelt es mir einen Serienmörder nach dem anderen rein («Jeffrey Dahmer: The Milwaukee Cannibal», «Dennis Nilsen: Flushing Body Parts Down The Toilet», «10 Creepy Messages Left by Serial Killers», «Serial Killers Ranked By Kills»).

Gleichzeitig erhalte ich auf Youtube immer mehr Video-Vorschläge mit dem Schwerpunkt Waffen, aktuell zum Beispiel «BANNED in the

USA and Canada, Swiss Arms rifles!! The real Sig 556s» oder «Why BRITISH ARMY Infantry Officers STOPPED carrying SWORDS» (ui! Warum haben die Infanterieoffiziere des britischen Heers aufgehört, Schwerter zu tragen? Ich muss es wissen! Sofort!).

Auf Facebook entdeckt

Und (das ist vielleicht das Verblüffendste): Ich erhalte auf Youtube rechts oben Werbung für Messer. Also ganz reale Messer wie etwa solche der Firma Huusk («Das Huusk-Messer verfügt über ein präzises, lasergeschnittenes Zeigefingerloch für hervorragende Kontrolle»).

Parallel dazu werde ich auf Facebook von Sockenwerbung zugeschüttet («Gallo Herrensocken handmade in Italy», «FALKE Bristol – Kniestrumpf», «Just in: Happy Socks x David Bowie», «London Sock Company – Take the outside in your stride»). Es hört nicht auf mit Socken! Dabei habe ich in meinem Leben noch nie auch nur eine einzige Socke im Internet bestellt.

Kann das etwas mit den Serienmördern zu tun haben? Will der Algorithmus von mir, dass ich die Leichen meiner Opfer – anstatt sie wie bisher in einer Wanne voll Elmer Citro aufzulösen (kleiner Scherz) – wohlportioniert in Socken stecke? Gar keine schlechte Idee, ehrlich gesagt! Die saugen das Blut prima auf. Und ergeben vielleicht auch schöne Weihnachtsgeschenke (siehe das loriotsche Gedicht «Advent» mit der Försterin, die ihren Gemahl umgenietet, sauber zerteilt und in Geschenkpapier gewickelt hat: «Die sechs Pakete, heil'ger Mann / 's ist alles, was ich geben kann!»).

Zuzutrauen wäre es ihm auf jeden Fall, dem Algorithmus!

PS: Grad frisch auf Facebook entdeckt: Werbung für Geschirrtücher («The Radical Tea Towel Company – The most extraordinary tea towels you'll ever see»). So Geschirrtücher sind für Leichteile natürlich fast noch praktischer als Socken . . . Braver Algorithmus, guter Junge! Du kennst mich besser als ich mich selbst.

Gion Mathias Cavelty ist Journalist und Buchautor. 2020 erschien von ihm «Innozenz. Eine Legende» (Lector Books).



«Seitdem er dieses PC-Spiel hat, geht er kaum noch aus der Hütte.»

Gebrauchsanweisung für Antisemitismus

Man muss erst einmal lernen, echten vom imaginierten Antisemitismus zu unterscheiden.



Der Schriftsteller Sandor Friedrich Rosenfeld, 1872 in einem mährischen Dorf als Sohn eines Gutsverwalters geboren und 1945 in New York gestorben, gehört zu den inzwischen leider vergessenen Dichtern und Denkern, deren Bücher man in kaum einer Backlist mehr findet. Unter dem Pseudonym Alexander Roda Roda schrieb er Erzählungen und Romane, «Schwänke und Schnurren», Anekdoten und Satiren.

Ähnlich wie Karl Kraus verstand er es, komplizierte Sachverhalte in einem Satz zusammenzufassen, zum Beispiel: «Aus dem Antisemitismus könnte schon was werden, wenn sich die Juden seiner annehmen würden.»

Lebte Roda Roda heute noch, würde er sich durch ein nur vier Druckseiten langes Pamphlet bestätigt fühlen – die «Jerusalem Erklärung zum Antisemitismus» vom 26. März dieses Jahres. Gleich im ersten Satz der «Präambel» heisst es, sie sei «das Ergebnis einer Initiative, die ihren Ursprung in Jerusalem hat». Im zweiten Satz wird das an dem «Ergebnis» beteiligte Personal vorgestellt: «Zu den Unterzeichner:innen zählen internationale Wissenschaftler:innen, die in der Antisemitismusforschung und in verwandten Bereichen arbeiten, darunter Jüdische Studien, Holocaust-, Israel-, Palästina- sowie Nahoststudien. Die Erklärung profitierte auch von der Einbindung von Rechtswissenschaftler:innen und Vertreter:innen der Zivilgesellschaft.» Weniger wissenschaftlich und politisch nicht ganz so korrekt könnte man sagen: Auch diese Erklärung hat eine Basis, deren Grundlage das Fundament ist, auf dem die «Zivil-

gesellschaft» errichtet wurde. Am Ende gibt es eine «anwendbare, prägnante und historisch fundierte Kerndefinition von Antisemitismus mit einer Reihe von Leitlinien für die Benutzung», also eine Art Gebrauchsanweisung, woran man Antisemitismus erkennt und wie man mit Antisemiten umgehen sollte.

Dafür muss man erst einmal lernen, echten von imaginiertem Antisemitismus zu unterscheiden. Zum Beispiel: «Antisemitische Formulierungen sind Aussagen, dass alle Jüd:innen wohlhabend, von Natur aus geizig oder unpatriotisch seien»; es ist antisemitisch, «den Holocaust zu leugnen oder zu verharmlosen, indem man behauptet, der vorsätzliche Völkermord der Nazis an den Jüd:innen habe nicht stattgefunden».

In der Tat: Man beziehungsweise frau muss schon sehr lange und sehr intensiv jüdische Geschichte, Holocaust, Rechtswissenschaft und die Spielregeln der Zivilgesellschaft studiert haben, um am Ende mit dieser Definition aus dem historischen Sumpf aufzutauchen: «Antisemitismus ist Diskriminierung, Vorurteil, Feindseligkeit oder Gewalt gegen Jüdinnen und Juden als Jüdinnen und Juden (oder jüdische Einrichtungen als jüdische).» Damit wäre jemand, der die Zionskirche abfackelt, weil er sie für ein jüdisches Gotteshaus hält, kein Antisemit, denn es handelt sich nicht um eine «jüdische Einrichtung».

Mindestens ebenso gewagt sind die angebotenen Beispiele dafür, was «nicht per se antisemitisch» sein soll: «Kritik oder Ablehnung des Zionismus als eine Form von Nationalismus», der Ruf nach «Boykott, Des-

investition und Sanktionen». Das «sind gängige, gewaltfreie Formen des politischen Protests gegen Staaten» und «im Falle Israels [...] nicht per se antisemitisch».

Wobei nicht mal «angedacht» wird, warum diejenigen, die den Zionismus als eine Form des Nationalismus ablehnen und Boykott, Desinvestition und Sanktionen gegenüber Israel fordern, keine Einwände gegen den türkischen, iranischen oder chinesischen Nationalismus erheben und weder Boykott noch Desinvestitionen oder Sanktionen verlangen – warum sie sich dermassen an Israel festbissen.

Womit ich an den Anfang dieser Kolumne zurückkomme. Neben den üblichen Verdächtigen, die ihre Namen unter jeden Anti-Israel-Aufruf setzen, finden wir auffallend viele jüdische Intellektuelle aus Israel, den USA und den deutschen Ländern. Ein emeritierter Professor der Erziehungswissenschaften aus Frankfurt, ein Politikwissenschaftler aus Wien, die ehemalige Programmdirektorin des Jüdischen Museums Berlin, der jetzige Direktor des Jüdischen Museums Hohenems/Vorarlberg, die Direktorin des Einstein-Forums Berlin – lauter geachtete, arrivierte und gut vernetzte Akademiker, die jede Gelegenheit nutzen, sich von Israel zu distanzieren, ohne dass sie jemand dazu auffordern oder nötigen würde. Sie tun es aus freien Stücken, getrieben vom Unbehagen an ihrem Jüdissein.

Und lassen damit eine Abart des Antisemitismus wieder aufleben, die der Philosoph Theodor Lessing bereits 1930 als «jüdischen Selbsthass» analysiert hat.

Aufstieg und Fall der Cuomos

Die Saga der Familie Cuomo erinnert an einen Mafia-Streifen von Scorsese. Nun droht ihr Oberhaupt im Strudel von Korruption und Sex-Klagen zu versinken.

Deroy Murdock

Als vor einem Jahr die Corona-Krise ausbrach, war Andrew Cuomo der Darling der Linken. Manche sahen im Gouverneur des US-Bundesstaats New York den edlen Ritter, der die Demokratische Partei retten könnte, falls es mit den anderen Präsidentschaftskandidaten nichts würde. Heute ist er ein gestrauchelter Jockey auf einem lahmen Esel, geplagt von Kopfschmerzen wegen der Corona-Toten in Pflegeheimen, vertuschten Todesfällen und Vorwürfen wegen sexuellen Übergriffen, vorgebracht von einer rasch ansteigenden Zahl von Frauen.

Rücktrittsforderungen und den Ruf nach einem Amtsenthebungsverfahren beantwortete er unlängst mit den Worten: «Ich gehöre nicht zum politischen Klub.» Diese wehleidige Reaktion eines Mannes, der einen Bundesstaat regiert, Sohn und Chefberater eines Gouverneurs war, unter Clinton in der US-Regierung sass, in den Kennedy-Clan eingehiratet hat und dessen Bruder zu den Starmoderatoren der USA gehört, fanden viele ziemlich abgebrüht.

Der Aufstieg und der sich abzeichnende Niedergang von Andrew Cuomo öffnet den Blick auf eine italienische Einwandererfamilie, die sich aus einfachsten Verhältnissen bis in die höchsten politischen und journalistischen Kreise Amerikas hochgearbeitet hat. Vater Mario Cuomo studierte an der New Yorker St. John's University, wo er Matilda kennenlernte. Die Kinder italienischer Einwanderer aus Kampanien heirateten 1954. Marios Anwaltskanzlei florierte, das Paar bekam fünf Kinder, die alle in ihrem Job aufblühen sollten.

Mario strebte nach Höherem. Er wollte in die Politik. Mitte der siebziger Jahre kandidierte er gegen Ed Koch für das Amt des New Yorker Bürgermeisters, aber seine Parole «Wählt Cuomo, nicht den Homo» war ein Bumerang. Wahlsieger Koch warf ihm Schwulenfeindlichkeit vor, was Cuomo bestritt. 1982 endlich klappte es, Mario wurde zum Gouverneur von New York gewählt. Als Hauptredner auf dem Parteitag der Demokraten 1984 bezeichnete er Ronald Reagans Vision von der «strahlenden Stadt auf dem Hügel» als «Märchen von zwei Städten». Mit seiner Eloquenz und seinem Charisma galt er 1988 und 1992 vielen als aussichtsreicher Präsidentschafts-

kandidat, doch er konnte sich nicht zu einer Bewerbung durchringen, was ihm den Spitznamen «Hamlet am Hudson» eintrug. Nach drei Amtszeiten als Gouverneur unterlag er 1994 dem Republikaner George Elmer Pataki.

Mit Fleiss und Ausdauer hatte Mario erste Spuren der Cuomos auf dem neuen Kontinent gelegt. Die Presse porträtierte den passionierten Leser

Trump ist out. Die Demokraten brauchen Cuomo nicht mehr als leuchtendes Gegenmodell.

als tief sinnig und empathisch. Legendär ist sein Spruch, dass Politiker in Poesie Wahlkampf machen und in Prosa regieren.

Anders sein ältester, nicht minder ehrgeiziger Sohn Andrew, der sich nun anschickte, die Fackel der Cuomos zu übernehmen.

Er beschwor keine Ideale wie der Vater, vermittelte keine Visionen. Andrew Cuomo bevorzugt kurze, deklarative Sätze und eine ungeschminkte Bildsprache. Er wirkt schnörkellos und selbstbewusst, «kein weiser Mann, aber ein kluger Kopf» (*New York Times Magazine*).

Mit seinem Flair für Beziehungen und seinem rauen Charme startete er eine Karriere, die ihn in Kürze in die höchsten Höhen der amerikanischen Gesellschaft und Politik katapultierte. 1990 heiratete Andrew Kerry Kennedy, eine Tochter von Robert F. Kennedy, mit der er drei Kinder hatte. 1993 wurde er unter Bill Clinton zuerst stellvertretender, dann amtierender Wohnungsbauminister. 2006 übernahm er das Amt des Generalstaatsanwalts des Bundesstaats New York. 2010 wurde er erstmals zum Gouverneur gewählt.

Meister im Einschüchtern

Hinter dem blendenden Polit-Star offenbarten sich immer wieder Schattenseiten und Skandale. 2013 berief er eine Antikorruptionskommission ein und löste sie ein Jahr später auf, als die Ermittlungen in allzu grosse Nähe seines Amtes kamen. «Buffalo Billion», ein staatliches Projekt zum Bau einer Solarzellenfabrik in Buffalo, der vermutlich schneereichsten Stadt der USA,

spülte 750 Millionen Dollar an Subventionen in die Stadt. Es war ein Vorfall im Jahr 2018, der das «Unwort» in Umlauf setzte, das jede rechtsschaffene italo-amerikanische Familie scheut wie der Teufel das Weihwasser: Mafia.

Andrew Cuomos ehemaliger Wahlkampfmanager Joseph Percoco wurde wegen Bestechung und Betrugs zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt, nachdem er zwei Firmen, die Geschäfte mit dem Bundesstaat New York machten, um 300 000 Dollar erleichtert hatte.

Wenn dies wie eine Szene aus einem Film von Martin Scorsese anmutet, so gilt das auch für Percocos Sprache. «Joe [Percoco] brachte den Begriff *ziti* auf, den wir die ganze Zeit verwendeten», erklärte der Lobbyist Todd Howe während des Prozesses in Manhattan. «Für Joe war es eine Anspielung auf *The Sopranos*.»

Nicht zum ersten Mal wurde hier von einer Affinität zwischen den Cuomos und der Cosa Nostra gesprochen. Als Mario erwog, 1992 bei der Präsidentschaftswahl zu kandidieren, sagte sein potenzieller Rivale Bill Clinton: «Puh, er ist echt aggressiv.» Er bezeichnete ihn als «üblen Hund», der auftrete wie jemand, der Beziehungen zur Mafia habe. Über solche Kommentare regte Mario sich jahrelang auf. Er selbst sah sich als Kämpfer gegen unfaire ethnische Klischees, war für andere aber ein «Mafia-Leugner». Tatsächlich hatte er einmal erklärt, dass das Wort «Mafia» eine «Erfindung» und «grosser Quatsch» sei.

All das konnte den Mann nicht bremsen, der laut *Politico* ein Meister in der Kunst ist, andere einzuschüchtern. Andrew Cuomos ehemaliger Chefberater Steve Cohen sagte einmal: «Wir fahren zwei Gänge: unter Druck setzen und fertig machen.»

Im Januar 2019 trat Andrew seine dritte Amtszeit an. Dann brach Corona aus. Die linken Medien überschlugen sich vor Begeisterung für Andrew. Seine im TV übertragenen Pressekonferenzen waren Gegenveranstaltungen zu den täglichen Briefings von Präsident Trump, die ihm, zumindest anfänglich, zu besseren Beliebtheitswerten verhalfen. In dieser Zeit schrieb Andrew «American Crisis: Leadership Lessons from the Covid-19 Pandemic» – ein einziges Loblied



Strahle-Gouverneur mit Schattenseiten: Demokrat Andrew Cuomo (2. v. l.) mit Vater Mario und Mutter Matilda, 2010.

auf seinen Umgang mit der Pandemie. Für seine Fernsehauftritte bekam er sogar einen Emmy.

Doch bald zogen Wolken auf über Cuomos New York. Skandale kamen ans Licht. Am 28. Januar gab Staatsanwältin Letitia James bekannt, dass Cuomo ausserordentlich hohe Corona-Todeszahlen in Pflegeheimen verschleiert habe. Bis zum 19. Januar seien 8711 Todesfälle gemeldet worden, die tatsächliche Zahl lag aber bei 12 743.

Unverschämte Blicke, ungewollte Küsse

Infizierte Pflegeheimbewohner hätten auf das Hospitalschiff «Comfort» (mit 1000 Betten), das Präsident Trump entsandt hatte, oder in das Feldlazarett des Javits Convention Center (mit 2910 Betten) verlegt werden können. Stattdessen ordnete Cuomo am 25. März an, dass Pflegeheime infizierte Personen aufnehmen mussten. Am 10. Februar erklärte Cuomos Top-Beraterin Melissa DeRosa, dass man die Zahlen tatsächlich geschönt habe, um ein Vorgehen der Justizbehörden zu verhindern. Forderungen nach bundesstaatlichen Ermittlungen wegen Falschaussagen, Verschwörung und Behinderung der Justiz wurden laut.

Politisch weitaus brisanter ist die Situation für Andrew Cuomo, seit neun Frauen ihm sexuelle Belästigung und Schlimmeres vorgeworfen haben. Sie geben an, er habe sie in sein Büro oder in seine Villa bestellt, angeblich, um dienstliche Dinge mit ihnen zu besprechen. Er habe anzügliche Kommentare zu ihrem Liebesleben geäussert, alternative «Verwendungsarten» von Zigarren vorgeschlagen und sogar zum Strip-Poker

eingeladen. Andere Frauen sagen, sie hätten unverschämte Blicke, ungewollte Küsse und sogar unstatthafte Berührungen hinnehmen müssen.

Die Vorwürfe reichen teils weiter als bis zu Cuomos Trennung von seiner langjährigen Partnerin Sandra Lee zurück (von Kerry Kennedy hatte er sich 2005 scheiden lassen).

Während immer mehr Offizielle auf Distanz zu ihm gehen, sorgte Impfdirektor Larry Schwartz für Empörung, als er die Loyalität der Mitarbeiter in einigen Dienststellen auf die Probe stellte. Seine Botschaft: «Wenn ihr nicht zu Andrew steht, gibt's keinen Impfstoff für euch.»

Für Empörung sorgte überdies, dass in betreuten Wohnungen für psychisch Kranke auch Personen aufgenommen werden müssen, die an Covid-19 erkrankt sind. Diese Bestimmung gilt nach wie vor. Kein Wunder, dass 552 dieser Personen an Corona starben.

Und immer neue schiefe Geschichten kommen ans Licht, die bis ins Herz der Cuomo-Familie reichen. Am 26. März kam heraus, dass Andrew Cuomo schon früh angeordnet hatte, dass seine Verwandten prioritär auf Corona getestet werden sollten – einschliesslich Bruder Chris und Mutter Matilda. Chris Cuomo ist TV-Star bei CNN; er schraubte die Einschaltquoten rauf, indem er live locker mit seinem Gouverneurs-Bruder schwatzte. Ende März zeigte sich, dass Chris sich angesteckt hatte. Drei Wochen lang produzierte er seine TV-Sendung in häuslicher Quarantäne im vornehmen Southampton. Ein Nachbar, der ihn im Freien sah und ihn ermahnte, die Corona-Vorschriften einzuhalten, wurde aufs übelste be-

schimpft: «Wer zum Teufel sind Sie? Ich werde es herausfinden!»

Was sind die Gründe, dass Strahle-Gouverneur Cuomo plötzlich unter eine Lawine von Misstrauen, Anschuldigungen und juristischen Schwierigkeiten geraten ist? Trump ist out. Die Demokraten müssen sich nicht mehr schützend vor Andrew stellen und ihn als leuchtendes Gegenmodell präsentieren. Andrew ist jemand, der andere gern herumkommandiert. All jene, die er bei seinem Aufstieg schlecht behandelte, wenden sich von ihm ab. Abgeordnete wie Ron Kim und andere kritisieren ihn wegen seiner Drohungen und seines rauen Narzissmus. Enge Mitarbeiter sprechen von einer toxischen Arbeitsatmosphäre.

Laut einem Bericht des Magazins *New York* fordern 40 der insgesamt 106 Demokraten und 38 der 43 Republikaner des Parlaments des Bundesstaates New York Cuomos Rücktritt. Das wären zwei Stimmen mehr, als für ein Amtsenthebungsverfahren notwendig wären.

Wird er zurücktreten? Wird er das Ansehen dieser namhaften Familie noch weiter beschmutzen? Oder wird er bis zuletzt an seinem Amt festhalten und vielleicht sogar eine vierte Amtszeit anstreben? Ein Hinweis könnten die Worte sein, die er kürzlich einer Anhängerin in New York zurief: «Ich werde nicht verschwinden, Darling!»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

Deroy Murdock arbeitet als Kommentator für Fox News und *National Review* online und ist Senior Fellow am London Center for Policy Research.

Dauer-Corona-Rausch

Nr. 13 – «Das Impfdebakel heisst Alain Berset»
Editorial von Roger Köppel

Die Corona-Strategie des Bundesrats steckt seit Monaten in der Sackgasse. Jetzt kommt je länger, je mehr ans Tageslicht, wer hinter dieser Krise steckt und wer sie weiterhin ideologisch anfachen will. Die linken Staatsgläubigen verharren mit dem Kopf im Sand. Ihre Politik hat schon lange versagt, dies zeigt das monatelange Hin und Her ihrer unsäglichen Strategie deutlich. Die Bürgerlichen lassen sich von den Linken weiterhin permanent Angst einjagen. Die Entscheidungsträger verharren konzeptlos im Schneckenhaus. Sie verbünden sich mit den selbstgefälligen Wissenschaftlern, die vor allem eines können: den schlimmsten möglichen Fall predigen. Es scheint, dass die Machtelite in einen Dauer-Corona-Rausch gefallen ist, aus dem sie nicht mehr aufwachen will.

Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel

Virus der Selbstsüchtigen

Nr. 13 – «Die Grünschnäbel kommen»
Christoph Mörgeli über linke Jungpolitiker

Wie ein Orkan braust der diktatorische und unselige rot-grüne Mainstream um die ganze Welt und vor allem auch über unsere Schweiz. Das Virus der Selbstsüchtigen und militanten Linken treibt seinen gefährlichen Unfug. Ohne Zweifel wird wie immer die Zeit kommen, in der die Revolution ihre Kinder fressen wird und die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die schmerzliche Frage bleibt bestehen: Was wird an Werten und Inhalten auf der Welt und namentlich auch in unserer Schweiz alles unwieder-

bringlich kaputt sein, bis dieser Zeitpunkt erreicht sein wird? Haben wir denn aus der Geschichte noch immer nicht gelernt, dass gegenüber Demagogen und wirklichen Verschwörern allzeit Vorsicht geboten ist?

Ernst A. Rubli, Ramsen

Immer mehr ärgern mich die vielen vollamtlichen, marktfremden Politiker, die nach meiner Meinung der Schweiz Schaden zufügen. Es scheint sich ein Berufsbild zu entwickeln nach dem Motto: «Wenn keine Chancen in der realen Welt, dann eben als gutbezahlter Politiker.»

Alex Oser, Zürich

Diese Leute sind abgehobene Funktionäre ohne Leistungsausweis in der Wirtschaft. Von den Sorgen und Nöten der kleinen Leute haben sie keine Ahnung. Diese haben nämlich ganz andere Probleme als Gendersternchen und viertes und fünftes Geschlecht. Was waren das für heroische Zeiten, als die Linke noch hervorragende Persönlichkeiten wie Willi Ritschard in der Schweiz und Willy Brandt in Deutschland hatte!

Jürg Streuli, Wetzikon

Halt und Hoffnung

Nr. 12 – «Schweiz ohne Gott»
Erik Ebnetter über den Gottesbezug in der Verfassung

Bisher stand ich der *Weltwoche* kritisch bis ablehnend gegenüber. Viele Inhalte und Themen haben mich richtig genervt. Als Kindergärtnerin überzeugten mich nur bildungspolitische Artikel. Nun stelle ich fest, dass die *Weltwoche* sich vermehrt christlicher Themen annimmt. Die tragenden Kolumnen von Pfarrer Ruch, das seinerzeitige Editorial von Herrn Köppel

zu Glaubensfragen und nun die Argumente von Herrn Ebnetter für einen Gottesbezug in der Schweizer Verfassung überzeugen. Als ehemalige reformierte Sonntagsschullehrerin bin ich darüber erfreut. Das Schweizerkreuz ist wirklich ein Zeichen, wie vom Himmel heruntergeschnitten. Gerade in diesen Pandemiezeiten schenkt der Glaube Halt und Hoffnung.

Monica Schärer, Meilen

Die Anrufung Gottes in einer Präambel sollte längst Geschichte sein. Mir graut, wenn ich daran denke, wie viel Leid die Menschen im Namen ebendieser Anrufung erlitten haben und immer noch erleiden müssen. Das Gefährliche an einer Gottheit ist die Entmenschlichung und damit die Inanspruchnahme von absoluten Werten. Die Werte der Aufklärung, der Wissenschaft und des Humanismus sind die besseren Antworten, um das Leben, so weit das möglich ist, zu verstehen und ihm vor allem Sinn, immer bezogen auf das Menschsein, zu geben. Es braucht keine Götter, schon gar nicht in einer Verfassung von Menschen für Menschen. Staaten sind gut beraten, wenn die Säkularisierung so weit wie möglich vorangetrieben wird. Kirchen sind Kirchen, das soll Platz haben, aber nicht in der Organisation des Staates. Wir Menschen sind nicht perfekt, wissen nie alles, wir müssen uns den Sinn im Leben selber geben und sind verletzlich und vergänglich. Das mag beängstigend sein, es ist aber auch ein spannendes Abenteuer, das wir Leben nennen. Was wollen wir mehr?

Ulrich Zimmermann, Spiez

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



G. Gordon Liddy (1930–2021) Jean-Jacques Hegg (1930–2021)



«Klempner» mit klarer Überzeugung: FBI-Agent und Politiker Liddy.

Skandale sehen im Rückspiegel etwas anders aus als zur Zeit, in der man sie miterlebt hat. Watergate gehört zu ihnen. Was einst als politisches Grossverbrechen ohnegleichen galt, das zum Rücktritt Präsident Nixons führte, entpuppte sich als bürokratisches Machtspiel zwischen dem Weissen Haus und der Bundespolizei (FBI), die mit der langen, zermürenden Herrschaft von J. Edgar Hoover nicht zu Rande kam.

George Gordon Liddy war ein FBI-Agent und später in Nixons politischem Stab für die Wiederwahl tätig. Er kam in den Verstrickungen der Watergate-Affäre zu Fall und ging ins Gefängnis, bevor Präsident Carter seine Strafe auf vier Jahre reduzierte. Liddy ist als Mastermind des Einbruchs in das demokratische Parteihauptquartier im Washingtoner Watergate-Komplex im Juni 1972 in die Geschichte eingegangen.

Das FBI ist immer politisch – sicher seit Hoover – und spielte auch bei den Ränkespielen um den abgewählten Präsidenten Donald Trump mit ähnlicher Absicht eine unrühmliche Rolle. Auch die heute so beklagte Polarisierung zwischen den Lagern war damals nicht zahmer. John F. Kennedy und Lyndon B. Johnson waren nicht weniger in Dunkelkammern tätig als Nixon. Liddy war ein «Klempner» mit klarer Überzeugung.

Reue zeigte er deshalb nie. Er würde es für seinen Präsidenten wieder tun, sagte er Jahre später. Selbst unter der Drohung einer zwanzigjährigen Gefängnisstrafe blieb er unbeugsam. Liddy wurde auch verurteilt für die Organisa-

tion des Einbruchs in das Büro des Psychiaters von Daniel Ellsberg, der für die illegale Publikation der Pentagon-Papers zum Vietnamkrieg verantwortlich war.

Es waren bewegte Zeiten. Doch das «Urteil» der Geschichte über Nixon ändert sich: Seine Leistungen lassen sich sehen. Nixon extrahierte Amerika aus Vietnam, in das es von den Demokraten hineingeritten worden war, und hinterliess eine nichtkommunistische Regierung in Saigon. Er modulierte das Grossmächte-Dreieck mit China und der Sowjetunion neu, beendete die allgemeine Wehrpflicht, die Rassentrennung und die Bindung des Dollars an das Gold, gründete die Umweltagentur und minderte die Welle der Gewaltverbrechen.

Im Vergleich auch zu dem, was Vorgänger und Nachfolger alles angestellt haben, wiegt Watergate weniger schwer. Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis wurde Liddy ein populärer Moderator für eine konservative Radioshow. Er arbeitete als Sicherheitsberater, Schriftsteller und Schauspieler, hatte einen Auftritt in der beliebten Serie «Miami Vice». Er war gefragt als Gastredner an Universitäten, manchmal zusammen mit Timothy Leary, dem LSD-Guru der sechziger Jahre.

Einen wie G. Gordon Liddy gibt es heute nicht mehr. Er war kein Jammerlappen, kein selbststilisiertes Opferlamm, und trug die Folgen seines Tuns. Er ist letzte Woche im Alter von neunzig Jahren in Mount Vernon, Virginia, gestorben.

Hansrudolf Kamer

Die grüne Welle perlte unbemerkt an ihm ab. Der Gedanke, die Schweiz könnte sich der EU anschliessen, entlockte ihm ein müdes Lächeln. Jean-Jacques Hegg war ein Mann der helvetischen Grundsätze. Für die Nationale Aktion sass er zwischen 1983 und 1985 im Nationalrat. Bei der Schwarzenbach-Initiative stand er in der ersten Reihe. In der Drogenfrage gab es für ihn nur Schwarz und Weiss. In den 1980er Jahren prägte er als Chefredaktor die Parteizeitung *Volk und Heimat* der Nationalen Aktion.

Doch der Sohn eines Basler Bankdirektors war weit mehr als ein streitbarer Politiker mit klaren Grundsätzen. Im Militär diente er sich bis zum Grad des Majors hinauf. Als Psychiater genoss er nationalen Ruf. Beim Fliegerärztlichen Institut war er für die Auswahl der Piloten der Schweizer Armee und der Swissair verantwortlich. Seine Privatpatienten empfing er bei sich zu Hause in Dübendorf. Hätte man einen zerstreuten Professor erfinden müssen, Jean-Jacques Hegg mit seinem oft skurrilen Humor wäre das perfekte Vorbild gewesen.

Und Hegg war ein talentierter Leichtathlet. 1955 gewann er den Schweizer Meistertitel über die 400-Meter-Distanz. Und er erkannte als einer der Ersten die Psyche als Schlüssel zum sportlichen Erfolg. Er gründete die Arbeitsgemeinschaft für Sportpsychologie und war Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Sportmedizin. An einem Sportanlass traf er auch die Liebe seines Lebens: die junge Büroangestellte Edith Sollberger. Mit ihr war «Schaggi» – wie ihn seine Freunde nannten – über sechzig Jahre verheiratet. Sie kümmerte sich bis zuletzt rührend um ihn. Vergangene Woche musste sie ihn in die Ewigkeit ziehen lassen.

Thomas Renggli



Schlüssel zum Erfolg: Leichtathlet Hegg.

Diversität ist ein schönes Spielfeld

Vielfalt und Farbigkeit haben in der Geschäftswelt eine riesige Anhängerschaft gefunden.



Alle loben Vielfalt, Toleranz und Farbigkeit in der Geschäftswelt, jedenfalls fast alle. Aber kommt man eigentlich zum Schluss, dass solche Diversität in Arbeitsteams, in der Unternehmensleitung, in Spitalabteilungen eine gute Sache sei? Viele Bücher und Zeitschriften wurden gefüllt mit Argumenten, die für eine grössere Vielfalt der Leute in einer Gruppe sprechen. Vielfalt nach Geschlecht, Herkunft, Hautfarbe, Alter, Religion, Beeinträchtigungen und dann auch nach allerhand persönlichen Vorlieben bezüglich Sexualität, vielleicht Politik, Bildung, warum nicht auch Intelligenz?

Die Produktivität nehme dadurch zu, heisst es. Vielfalt bringe unterschiedliche Talente zusammen, solche mit ganz unterschiedlichen Fähigkeiten, die sich gegenseitig inspirierten. Und man geht davon aus, dass vor allem die guten Eigenschaften zum Ausdruck kommen. Von allen Talenten nimmt man den besten Teil und gibt alles in einen Topf, in dem dann so eine erstklassige Mischung zusammenkommt.

Die Kreativität werde besser, heisst es weiter. Jeder hat demnach seinen Gedankenblitz, den gibt er in die Runde, und am Schluss hat die Gruppe eine Super-Lichterkette einzigartiger Einfälle vor sich. So etwas trauen die Fachleute jedenfalls einer reinen Herrengruppe von verheirateten Schweizer Prokuristen aus dem Zürcher Unterland nicht zu.

Von da ist es nicht weit zum Argument, ein Unternehmen komme dank Diversität auf einen höheren Gewinn, weil mehr Ideen zur Marktreife kämen und dann kommerziellen Erfolg brächten – weil alle harmonisch an einem Strick in die gleiche Richtung ziehen würden.

Und leidenschaftlich wird nachgeschoben, dass Diversität auch das Team-Gefühl, das Klima in der Belegschaft und die Attraktivität auf dem Arbeitsmarkt in die Höhe bringe.

Aber nun einmal nüchtern gefragt: Warum ist die Schweiz, die im europäischen Gender Diversity Index auf dem zweitletzten Platz liegt, wirtschaftlich so erfolgreich?

Kann es sein, dass man manchmal eher zu technischen Neuerungen, soliden Geschäftsmodellen, Ausdauer bei der Arbeit, raffinierten Ideen und kommerziellem Erfolg kommt, wenn man ähnlich tickt, wenn man weiss, welche Regeln die Gesprächspartner im Kopf haben, wie man Andeutungen deuten muss?

Wenn Frauen und Männer zusammenkommen, entsteht dagegen oft eine Art Geschlechterspannung, die den Gedankenaustausch und das gegenseitige Verständnis komplizierter macht. Ein CEO gibt sich im Interview unter vier Augen ganz anders, als wenn die Kommunikationschefin dabei ist. Es gibt Bootsbesatzungen, die nur als reines Männer-Team zu einem Segeltörn aufbrechen.

Diversität hat vielleicht deshalb einen derart guten Ruf, weil sie Spass, Zerstreuung, Überlegenheitsgefühl und Stressarmut in den Geschäftsalltag bringt. Spass und Zerstreuung, weil man mit Leuten zusammenkommt, die man sonst nicht sehen würde, und die Firma zahlt. Überlegenheit? Tönt nicht nett, ist aber realistisch. In einem diversen Team können sich die einen rasch einmal anderen überlegen fühlen und denken, dass diese Typen ja nur dabei sind, weil sie einfach die Quote in die Firma bringen müssen – fast wie eine Art Kontrast-

mittel, um deutlich zu machen, wie gut man selber im Vergleich ist. Gilt für alle.

Die Befürworter der Diversität bilden mittlerweile eine riesige Interessengruppe: Manager, die Vielfalt gerne als Erfolgsgrösse zeigen, die Personalabteilungen, die sich deren Pflege zu eigen machen und deshalb zügig wachsen, die Berater, die so raten, wie man es gerne hört. Und wenn Wissenschaftler zu Diversität forschen, nehmen sie eigentlich grossenteils die Ansichten dieser Interessengruppe auf und leiten daraus ab, Diversität sei ein Erfolgsfaktor. Damit schliesst sich der Kreis.

CS: 4 zu 1 für Verkrampfung

Die Credit Suisse hat eine Mitteilung veröffentlicht mit einem Zwischenstand zu ihrem Verlust aus riskanten Investitionen in einen Hedge Fund und andere Fonds. Die Bank kann darin erst über einen Teil des Schadens Auskunft geben; die Meldung ist dennoch sehr informativ. Weniger vom Inhalt, sondern viel mehr von der Form her. Der Text des Communiqués ist gut eine A4-Seite lang. Danach folgt der sogenannte Disclaimer. Dieser Text, weisse Schrift auf schwarzem Grund, polizeimässig anmutend, enthält alle möglichen Warnungen, vorsorglichen Bemerkungen, Relativierungen, damit ja nicht irgendjemand irgendwelche Ansprüche aus der Mitteilung ableiten könnte. Der Clou: Fast vier Seiten lang ist dieser verkrampfte Text, der besagt, was nicht gemeint sei, wie man es nicht verstehen soll. Vier Seiten über das, was nicht sein soll – nur eine Seite über das, was man wirklich macht. Das ist das Bild der modernen international tätigen Universalbank.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Krimi um Raubkunst:
Die jahrzehntelange
Odyssee eines Bildes von
Max Liebermann.
Dagmar Just, Seite 58



Der Karren der Liebe ist schwer geworden.

Otto Mueller, Liebespaar zwischen Gartenmauern, 1921 – Es gibt wohl nichts Schmerzhafteres und gleichzeitig Rettenderes auf dieser Welt als die Liebe. Sie ist noch unerklärlicher als das Universum, sie ist so dunkel wie der Raum zwischen Galaxien und so hell wie das Zentrum eines Sternenhaufens. Man kann nicht genau datieren, wann die Liebe in die Welt kam, aber sie kam ins Leben, damit Mann und Frau aneinander hängenbleiben, um ihrem Nachwuchs die bestmöglichen Überlebenschancen zu bieten.

Seither scheitern wir Menschen regelmässig an ihr. Weil wir ihrem Wesen erlegen waren, verführt vom erlösenden Duft, diesem Zauber des

Anfangs. Wir haben sie wie einen Karren mit viel zu vielen Dingen beladen: Romantik, dem Anspruch von seelischer und sexueller Glückseligkeit durch einen einzigen Menschen, als Medikament gegen die Einsamkeit. Der Karren der Liebe ist so schwer geworden, dass er immer wieder unter seiner eigenen Last zusammenbricht. Daher das Phänomen, dass Liebe anschwillt, wenn sie sich entfernt von ihrem jeweiligen Liebesobjekt. Schrumpft sie mit der Entfernung, ist sie am Sterben. Liebe mag ein Geschenk sein, vielmehr aber ist sie Wille und Arbeit.

Liebe ist raffiniert. Immer wieder, wenn wir an ihr zweifeln oder verzagen, fallen kleine

Glückseligkeiten von ihrem Karren, die unsere Liebesfelder gerade so küssend befeuchten, dass sie nie ganz verdorren. Der deutsche Expressionist Otto Mueller (1874–1930) liebte bis zum Verderben. Die Tragik seiner Liebe war, dass sie eingeschlossen war von Mauern, was sie zwar beschützte, aber auch dazu führte, dass sie sich nur innerhalb davon entfalten konnte und er so ihr Gefangener blieb. Er liebte eine Frau, mit der er die Liebe nicht leben konnte, aber ohne diese Liebe mochte er nicht leben. So ist die Liebe, manchmal der einzige Garten Eden auf Erden und manchmal einer, in dem mehr vergeht als wächst. *Michael Bahnerth*

Wandern zwischen Zerstreuung und Moral

In Zeiten von Corona lohnt sich das Nachdenken über die Erkundung der Landschaft.

Björn Hayer

Sigrid Damm: Wandern – ein stiller Rausch.
Insel. 189 S., Fr. 19.90

Hinein in die Landschaft, immer tiefer in das dichte Grün, zu abseitigen Lichtungen oder verborgenen Bächen. Wer sich in die Natur begibt, der verliert sich – eine Erfahrung, die Dante Alighieris Menschheitswerk «Die göttliche Komödie» einleitet: «Als unseres Lebens Mitte ich erklimm, / Befand ich mich in einem dunklen Wald, / Da ich vom rechten Wege abgekommen.» Zwar führt der Irrweg den Dichter direkt in die Hölle, doch am Ende der Reise steht bekanntlich sein Eintritt ins Paradies, geleitet von seiner geliebten Beatrice.

Alternative zu Häuslichkeit

Selbst wenn nicht jede Wanderung diese Erlösung bereithält, eröffnet sie doch stets neue Räume, und zwar nicht nur geografische. Allein das weckt die Sehnsüchte einer von Corona gebeutelten Gesellschaft. Im Lockdown macht sich das Gefühl von Enge breit. Nähe birgt Gefahr, darum bieten Feld- und Waldwege, Gebirge und Seen derzeit eine gute Alternative zu Häuslichkeit und Isolation. Dass das Wandern uns sogar eine kleine Philosophie vermitteln kann und darüber hinaus ins Politische übergreift, lässt sich in der Literatur studieren.

Zuerst braucht es die Befreiung des Geists, wie sie Goethe in seinem «Wanderlied» heraufbeschwört: «Wo wir uns der Sonne freuen, / Sind wir jede Sorge los; / Dass wir uns in ihr zerstreuen, / Darum ist die Welt so gross.» Während uns die Pracht der Flora und Fauna einerseits dazu verhilft, den psychischen Ballast abzuwerfen, motiviert sie andererseits zur Konfrontation mit uns selbst. So führen die «Wanderjahre», wie Goethe im Gedicht «Wanderseggen» schreibt, geradewegs «ins eigne Herz».

Mit Novalis liesse sich ergänzen: «Eine Landschaft soll man fühlen wie einen Körper. Jede Landschaft ist ein idealistischer Körper für eine besondere Art des Geistes.» Aus der Erkenntnis heraus, in der Durchwanderung von Auen und Tälern das Denken und das Bewusstsein zu for-

men und zu sortieren, entwarfen die Romantiker ein ganzes Programm. Wanderburschen, vielbesungen in Volksliedern und Erzählungen dieser Epoche, wurden zur Verkörperung der Identitätssuche. Mal in verklärter Idylle, mal unter bedrohlichen Vorzeichen.

Man denke etwa an Wilhelm Müllers beziehungsweise Franz Schuberts «Winterreise»-Zyklus, in dem sich ein ausziehender Dichter zwischen vereisten Bächen und winterlicher Zivilisationsferne beinahe selbst abhandelt. Oder man denke an Hölderlins prominente Gedicht «Der Spaziergang». Nachdem dieser mit der «süssen Ruhe» und mit lieblichen Impressionen begonnen hat, wird er zuletzt durch Donner und Blitz getrübt. Die Verdunkelung des Schönen und Guten in der Natur zeugt von unheilvollen Vorahnungen.

Im Schatten der politischen Enttäuschungen – von den ernüchternden Beschlüssen des Wiener Kongresses 1815 bis hin zur gescheiterten Märzrevolution – äussert sich das (literarische) Wandern im 19. Jahrhundert als widerständige Angelegenheit. Bei Adalbert Stifter entpuppt sich die Natur nicht mehr als Kulisse, sondern als eigenmächtiger Akteur, gegenüber dem sich der einsame Mensch bewähren muss. Die Landschaft büsst Unschuld und Lieblichkeit ein.

Wer hätte diese Wende wohl besser beschreiben können als Friedrich Nietzsche, der Beschwörer des Menschen im freien Fall? Nie-

Was bei all diesen Annäherungen auffällt, ist die Instrumentalisierung von Flora und Fauna.

mand erlebt die Grenzzustände in freier Wildnis stärker und existenzieller als sein Aussen-seiter Zarathustra. Auf den glückseligen Inseln erklimmt er einen Berg, der metaphorisch für die Hindernisse des Daseins steht. Je höher er steigt, desto einsamer fühlt er sich.

Auf der Spitze angekommen, wird er der ganzen Fallhöhe gewahr und bemerkt noch einmal, dass sein Ausgangspunkt der Schmerz am schwärzesten Grund war: «Woher kommen die



«Eine Landschaft fühlen wie einen Körper.»

höchsten Berge?, so fragte ich einst. Da lernte ich, dass sie aus dem Meere kommen. Dies Zeugnis ist in ihr Gestein geschrieben und in die Wände ihrer Gipfel. Aus dem Tiefsten muss das Höchste zu seiner Höhe kommen.» Das Gebirge zu erklimmen, heisst, die inneren Hürden zu überwinden. Und zwar allein. Das Ausgesetztsein erweist sich als Teil der Menschwerdung sowie, ganz im nietzscheanischen Sinne, als Eintrittstor zur Freiheit.

Was bei all diesen Annäherungen an das Wandern in der Vor- oder Frühmoderne auffällt, ist die Instrumentalisierung von Flora und Fauna als Projektionsfläche für das Begehren und die Befindlichkeiten des Menschen. Vor dem Hintergrund von Tschernobyl im 20. Jahrhundert und spätestens seit der Klimakrise beginnt sich die Sichtweise allerdings zu verändern.

Wer etwa Gedichte von Oswald Egger oder Esther Kinsky liest, begegnet einer Landschaft im Modus der Selbstermächtigung. Letztere spricht in ihrer jüngsten Lyrik von Schichten, von denen es heisst: «immer wie- / der neue belichtungen überlagern einander, immer wieder / neue tonlagen». Ferner verschaffen sich «blickschleifende steilrisse» oder «tränen im stein» Raum. Die Autoren im Zeitalter des Anthropozäns scheinen vor allem bestrebt, Aufmerksamkeit herzustellen: für all das, was durch wachsende CO₂-Emissionen ver-



Wegweiser im Durcheinander

Walter Hollstein

Es gibt wenig Klarheit im Augenblick. Urs Jaeggi, der kürzlich verstorbene Soziologe aus Solothurn, hat uns alle in einer «Durcheinandergesellschaft» verortet. Schon 1985 hatte Jürgen Habermas, der Grossmeister der deutschsprachigen Sozialwissenschaften, von der «Neuen Unübersichtlichkeit» geschrieben.

Noam Chomsky – amerikanischer Philosoph und Autor aufrüttelnder Bestseller – will sich mit solcher Sozialdiagnose nicht begnügen; sie ist ihm zu brav, weil er unsere Situation viel dramatischer sieht. Für ihn ist die Alternative jetzt: «Rebellion oder Untergang!» Mit Ausrufezeichen, wohlgerneht. Für Chomsky sind wir doppelt bedroht: von der Möglichkeit der atomaren Zerstörung und von der wachsenden Wahrscheinlichkeit der Klimakatastrophe. Als dritte Gefahr fügt er hinzu: «die Aushöhlung und Schwächung der Demokratie». Sein Text ist bildhaft und eindringlich; eine spannende Mischung aus Essay, Vortrag und Interview.

Michael J. Sandel, ein anderer amerikanischer Philosoph – im Vergleich mit Chomsky eher konservativ –, geht den Erosionstendenzen der westlichen Demokratien im Detail nach. Sein Buch ist auch eine Kritik an den linksliberalen Eliten und ihrer Politik, die wirtschaftlich und kulturell nur den eigenen Interessen dient. «Es ist [...] ein Fehler, in populistischen Protesten ausschliesslich Engstirnigkeit zu sehen oder sie lediglich als ökonomische Vorwürfe zu verstehen. Wie der Triumph des Brexits [...] war auch die Wahl Donald Trumps ein wütendes Urteil gegen Jahrzehnte wachsender Ungleichheit und eine Version der Globalisierung, die nur denen dient, die ohnehin an der Spitze stehen, normale Bürger aber mit einem Gefühl der Machtlosigkeit zurücklässt.»

Sandel beschreibt sehr plastisch, wie die Eliten Arbeit und Einsatz der «kleinen Leute» geringerschätzen und wie respektlos sie diese behandeln. Das habe auch ganz wesentlich zur sozialen und politischen Spaltung der USA geführt. Dagegen setzt Sandel seine Philosophie des Zusammengehörigkeitsgefühls: Über gemeinsame Ziele und Zwecke können wir nicht ohne das Gefühl nachdenken, «einander als Mitglieder einer Gemeinschaft verpflichtet zu sein. Nur soweit wir von anderen abhängen und unsere Abhängigkeit anerkennen, haben wir wirklich einen Grund, ihren Beitrag zu unserem kollektiven Wohlbefinden zu schätzen.» Das Buch sollte in Schulen Pflichtlektüre sein – und auch in Parlamenten.

Die zunehmende Spaltung der Gesellschaft macht die französische Autorin und Filmemacherin Caroline Fourest an der Identität

lorenzugehen droht. Es gilt, die Vitalität der Landschaft noch einmal zu beachten und sie mittels der Schrift für die Zukunft zu konservieren.

Für Sigrid Damm erscheint «Wandern», wie sie in ihrem neusten Buch, einer Retrospektive auf ihre Durchquerung des schwedischen Lapplands, betont, als «eine stumme Huldigung», begleitet vom «feuerfarbenen Kraut der Beeren» sowie von «intensiven melancholischen Gelbtönen». Die autobiografische Geschichte gibt sich dabei als eine explizit weibliche zu erkennen. Das Ich ist vornehmlich eine Beobachterin, mit der Haltung des Respekts. Ganz im Gegensatz zu den Herren der Schöpfung.

Fragen des «Ökofeminismus»

Denn «der Wanderer: als Krieger», ja als Landerobrer, Jäger und Sammler gehe auf «eine männliche Philosophie des Wanderns» zurück. Indem Damm zwei Arten der Landschaftserforschung benennt und sie zudem vom Geschlecht abhängig macht, wirft sie Fragen des sogenannten Ökofeminismus auf: Verhalten sich Frauen anders als Männer zu Flora und Fauna? Wie legitim sind Zuschreibungen wie die pflegende «Mutter Erde»? Oder sollte man derlei Klassifizierungen und Klischees nicht eher dekonstruieren? Die Genderdebatte ist inzwischen auf allen Pfaden angekommen.

Die Annahme, Wandern sei eine apolitische Tätigkeit kann man also nicht aufrechterhalten. Gerade in einer Epoche der Naturkrise bringt jeder Schritt in der Landschaft eine ethische Dimension mit sich. Welchen ökologischen Fussabdruck lassen wir dort konkret? Sehen wir uns als Herrscher oder Besucher des Waldes? Die Erfahrung einer Landschaft stösst sehr grundsätzliche Überlegungen an und geht weit über die Ablenkung vom Alltag hinaus.

Wie die Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts wussten, stimuliert das Wandern eine Bewegung nach innen. Heute richtet sie sich in derselben Weise nach aussen. Es ist Verhältnisbestimmung, Beziehungsarbeit zwischen dem Individuum und seiner Umwelt. Wenn wir nun durch die Pandemie vermehrt die frühlinghaften Wege begehen, dann sollten wir dies nutzen: zur genauen Wahrnehmung, zum Zuhören. Das mag esoterisch klingen, ist aber eine Voraussetzung zur Bewältigung der Klimakatastrophe.

Jenseits abstrakter Zahlen und Graphen wird die ökologische Krise nämlich nun auch sichtbar und spürbar: in den kranken Wäldern, im Artenschwund, in den Temperaturen. Wohin treibt uns die Wanderlust? Gewiss aus der Isolation. Und danach in die Verantwortung für eine Welt, deren sattes Grün auch für zukünftige Generationen bewahrt werden sollte.

tätspolitik fest. «Der Begriff [...] bezeichnet die Bereitschaft, eine auf Minderheiten ausgerichtete Politik zu betreiben, die sich auf Rasse, Geschlecht und Gender bezieht. Als Teil der Weltanschauung kleiner Grüppchen, die von der akademischen Elite gehätschelt werden, führt sie nicht selten zu Gettoisierung und kulturellem Sektierertum.» Aufsehenerregend ist dabei vor allem, dass Fourest das als Linke und Feministin harsch kritisiert: «Einst kam die Zensur von der konservativen und moralistischen Rechten. Nunmehr entspringt sie der Linken; oder vielmehr einer bestimmten, nämlich ihrerseits moralistischen und identitären Linken.»

Am Beispiel: «Man nimmt Anstoss am geringsten Widerspruch, der als «Mikro-aggression» wahrgenommen wird, was so weit geht, dass man «safe spaces» fordert: sichere Räume, in denen die Leute unter sich bleiben und lernen, dem Anderssein und der Debatte zu entfliehen. Selbst das Rederecht wird einer Genehmigungspflicht unterworfen, je nach Geschlecht und Hautfarbe. Eine Einschüchterung, die bis zur Entlassung von Professoren geht.» Fourest verweist dabei auf den fundamentalen Wandel in der Jugend: 1968 seien die Jungen gegen Restriktionen auf die Strasse gegangen; heute dächten sie nur daran «zu zensieren, was sie kränkt oder «beleidigt»».

Noch beschäftigt uns primär die Pandemie, und man verdrängt derzeit, was klimapolitisch droht. Diesem Thema widmen sich die Bücher von Naomi Klein und Maja Göpel. Die amerikanische Bestsellerautorin Klein ist ähnlich eindringlich wie ihr Landsmann Chomsky: «Die Erde brennt: Nutzen wir unsere letzte Chance!» Auch sie mit Ausrufezeichen. Unsere «Generation hat, wo immer man in der Welt hinschaut, eines gemeinsam: Sie ist die erste, für die der Zusammenbruch des Klimas in weltweiter Dimension keine ferne Bedrohung mehr ist, sondern erlebte Wirklichkeit.»

Das grosse Thema des Buches ist die Abkehr von der zerstörerischen Industriegesellschaft. Klein prangert dabei nicht nur an, sondern zeigt auf, was die Alternativen für uns sein könnten. Dabei konzipiert sie die Vision von einem «Green New Deal», der nicht nur ein «Jobmotor» wäre, sondern auch Wegbereiter für eine humanere Gesellschaft sein könnte. Sie demonstriert an konkreten Beispielen, wie dezentrale Kräfte «auf lokaler Ebene Modelle entwickelt und erprobt» haben, «wie eine Klimapolitik aussehen kann, in deren Mittelpunkt die soziale Gerechtigkeit steht – wie wir Wälder schützen, erneuerbare Energie erzeugen, den öffentlichen Verkehr gestalten können». In unseren Zeiten der Resignation und politischen Zaghafteit ist dieses Buch ein schönes Zeichen dafür, dass durchaus noch Hoffnung für diese Welt besteht, sofern wir uns alle einen Ruck geben.

Das Buch der Hamburger Politökonomin Maja Göpel knüpft daran an. Ihre fundamentale Fragestellung ist, wie wir eine Lebensweise finden können, die «das Wohlergehen des Planeten mit dem der Menschheit versöhnt». Auch für Göpel gibt es keinen Zweifel daran, dass bald unser letztes Stündchen geschlagen haben könnte. Wenn Bevölkerungswachstum und Industrieproduktion weiter zunehmen, gehen notwendigerweise die nicht erneuerbaren Rohstoffe zu Ende, während gleichzeitig «die Umweltverschmutzung zu irreparablen Schäden führt. Die daraus entstehenden Kosten kann das System nicht mehr abfangen.»

Göpel verweist auf Handlungsrezepte und Hoffnungen. «Unsere Welt neu zu denken, ist für mich wie ein Befreiungsschlag. Selbst wenn wir das Förderband der endlosen Extraktion nicht sofort stoppen können [...], so können wir doch die Klarheit, die Kreativität, den Mut und das Vertrauen entwickeln, einen regenerativen Zyklus daraus machen zu wollen. Dazu braucht es nicht wenige Mächtige, dazu können wir alle einen Beitrag leisten.» Das Buch von Göpel ist klar geschrieben, transparent und didaktisch geschickt aufgebaut.

Wer das übergeordnete Thema von Krise und Orientierung für sich vertiefen möchte, sei auf den Band «Gesellschaftstheorie» aus dem Transcript-Verlag verwiesen. Dort werden verschiedene Erklärungsansätze, von Thomas Hobbes über Karl Marx und Max Weber bis zu Michel Foucault und Zygmunt Bauman, ausbreitet. Es handelt sich dabei zwar um ein Fachbuch, aber eines der guten Sorte: Es ist so klar aufgebaut und so verständlich formuliert, dass es auch für Laien hilfreich ist.

Urs Jaeggi hat in seinem erwähnten Band darauf hingewiesen, dass es in unseren Tagen wohl einigermaßen sinnvoll sei, zu einem Stück eigener Ratlosigkeit zu stehen. Das könne sogar mehr Orientierung bieten als die Zuflucht zu einfachen Lösungen.

Bücher zum Thema

Noam Chomsky: Rebellion oder Untergang! – Ein Aufruf zu globalem Ungehorsam zur Rettung unserer Zivilisation. Westend. 128 S., Fr. 24.90

Michael J. Sandel: Vom Ende des Gemeinwohls – Wie die Leistungsgesellschaft unsere Demokratien zerreisst. S. Fischer. 448 S., Fr. 37.90

Caroline Fourest: Generation Beleidigt – Von der Sprachpolizei zur Gedankenpolizei. Edition Tiamat. 200 S., Fr. 31.90

Naomi Klein: Warum nur ein Green New Deal unseren Planeten retten kann. Hoffmann und Campe. 352 S., Fr. 32.90

Maja Göpel: Unsere Welt neu denken – Eine Einladung. Ullstein. 208 S., Fr. 23.90

Wolfgang Bonss u.a.: Gesellschaftstheorie – Eine Einführung. Transcript. 376 S., Fr. 36.90



Schönste aller Fantasy-Welten:

Elbenpforten und melancholische Reiter

Anton Beck

J. R. R. Tolkien: Nachrichten aus Mittelerde. Klett-Cotta. 720 S., Fr. 42.90

Von allen Fantasy-Welten erschuf Tolkien die schönste. Eine, die gefüllt ist mit allen wichtigen zwischenmenschlichen Beziehungen, mit Freundschaft, Liebe, Verrat und Hass. Mindestens seit den Filmtrilogien «Der Herr der Ringe» und «Der Hobbit» gehört Tolkiens Mittelerde zum kulturellen Gedächtnis unserer Gegenwart, doch wie umfangreich dieses Universum ist, wissen viele nicht. Erst Bücher wie «Das Silmarillion» oder «Der Fall von Gondolin», die im Ersten Zeitalter spielen («Der Herr der Ringe» spielt im Dritten), verdeutlichen das. Es sind Bücher für echte Tolkien-Fans, und eines der interessantesten und opulentesten, «Nachrichten aus Mittelerde», ist nun in einer neugestalteten Ausgabe erschienen.

Biblisch klingende Sätze

Auf gut 700 Seiten versammelte Christopher Tolkien Schriftstücke seines Vaters J. R. R. Tolkien, die teilweise an Kurzgeschichten, teilweise an historische Dokumente erinnern. «Von Tuor und seiner Ankunft in Gondolin» etwa liest sich wie eine mittelalterliche Sage, die den Helden Tuor, der stark an den Schwanenritter Lohengrin erinnert, auf der Suche nach einer geheimen Elbenpforte begleitet. Dabei wird er versklavt, übersteht jahrelange Ächtungen und begegnet Grauelben, die biblisch klingende Sätze sagen wie «Durch das Dunkel wirst du ans Licht gelangen» oder «Habe keine Furcht. Auf deiner Stirn lese ich, dass dir ein grosses Schicksal



Martin Freeman in «Der Hobbit».

bevorsteht, das sich weit fort von hier, ja weit von Mittelerde entfernt, erfüllen wird, wie ich glaube.»

Andere Beiträge erweisen sich als Zusatzwissen zum «Herrn der Ringe», etwa wenn Tolkien von der «Reise der Schwarzen Reiter» berichtet, also davon, wie – Kundige wissen Bescheid – diese Diener des Bösen den im «Herrn der Ringe» zentralen Ring jagen, wobei es sie ins Auenland verschlägt. Wer keine Ahnung von Tolkiens Welt hat, wird mit «Nachrichten aus Mittelerde» Probleme haben, so wie nicht geschulte Philosophen mit Hegel. Es ist also nicht unbedingt das Buch, mit dem man die Tolkien-Lektüre starten sollte. Doch wer sich schon ein bisschen in das Werk des Briten eingelese hat, wird an «Nachrichten aus Mittelerde» grosse Freude finden. Zumal die Illustrationen in der neuen Ausgabe die noch unbekannteren Aspekte der Geschichten sehr nahbar darstellen.

Wenn etwa einer dieser Schwarzen Reiter, auf seinem Pferd sitzend, in eine weite Landschaft blickt, wirkt die in den Filmen so durch und durch böse Gestalt plötzlich seltsam melancholisch. Und auch dass Christopher Tolkien vor etwas mehr als einem Jahr verstarb und seine Stimme zukünftig nicht mehr die Schriften seines Vaters sammeln oder kommentieren wird, verleiht «Nachrichten aus Mittelerde» nochmals eine ganz besondere Bedeutung. Denn es ist ein Buch, das zeigt, dass vieles aus der Welt von J. R. R. Tolkien, die wir heute kennen, auch die Welt seines Sohnes war und seine archivistische Arbeit unabdingbar dazu beitrug, diese Welt in die unsere zu bringen. Klar wird das, wenn im Buch verschiedene Manuskripte von J. R. R. Tolkien abgeglichen und von seinem Sohn, der Mediävist war, sich also mit dieser Tätigkeit ausgezeichnet auskannte, kommentiert werden. Es wäre ein an Schönheit ärmeres Mittelerde, das wir ohne Christopher Tolkien hätten.

Die dreckigen Zehn

Daniela Niederberger

Shird Schindler, Iris Zachenhofer: Abnehmen für hoffnungslose Fälle. Hardcore-Tipps aus der Suchtmedizin. Edition A. 251 S., Fr. 28.90

Wer schon diverse Diäten hinter sich hat und immer noch dick ist, für den ist dieses Buch vielleicht die letzte Rettung. Es ist kein Ratgeber, es sagt nicht, wie viel und was man essen soll. Die Autoren sind zwei Suchtmediziner, denen Gemeinsamkeiten zwischen Süchtigen und Übergewichtigen aufgefallen sind: die Gedanken, die stets ums Essen kreisen, die Gier. Und die festgestellt haben, dass die Methoden, die sie bei ihren drogensüchtigen Patienten anwenden, auch gegen das quälende Verlangen nach Essen wirken.

Sie machen sich mit den Leserinnen und Lesern auf eine 28-tägige Reise zu einer schlankeren Figur; sie soll helfen, dem Leben Struktur zu geben, das Verlangen zu durchbrechen und sich vom gefürchteten Point of no Return fernzuhalten.

Nervenzellen und Neurotransmitter

«Mit Ihnen ist so weit alles in Ordnung», schreiben die beiden. «Bloss ist es durch die Diäten, die Sie bereits gemacht haben, und durch bestimmte Nahrungsmittel, die Sie gegessen haben, in Ihrem Gehirn zu Veränderungen von Nervenzellen und Neurotransmittern gekommen, die Ihr Verlangen nach Essen auslösen.» Das ist das sogenannte Craving. Da hatte man die besten Vorsätze und entsprechend eingekauft. «Doch auf dem Heimweg von der Arbeit steigt dieses Gefühl in Ihnen auf, dass der griechische Salat heute doch nicht das Richtige für Sie ist. Dass er heute irgendwie unpassend ist. Zu kalt, zu gesund. Eine innere Stimme flüstert: Du hattest einen wirklich anstrengenden Tag.» Und da vorne ist ja gleich McDonald's oder die Bäckerei mit den super Crèmeschnitten.

Äpfel, Bananen, Salat oder Milch lösen kein Craving aus, aber Fettiges, Salziges und Süsses tun es. Das nutzt die Lebensmittelindustrie und reduziert in ihren Produkten gezielt, was eine Sättigung bewirken würde, nämlich Wasser und Ballaststoffe; sie macht sie «hyper-palatable», gefällig im Gaumen. Das Belohnungssystem springt an und schüttet Dopamin aus. Wir sind glücklich – bis wir die leere Megapackung Chips vor uns sehen. Gipfeli, Berliner und Fastfood enthalten gesättigte Fettsäuren. Diese führen zu Entzündungen im Gehirn, genauer im Hypothalamus, einer Überwachungsstation. Es kommt zum bekannten Kontrollverlust.

In ihrem Buch listen die beiden Mediziner zehn «Dirty Drugs» auf, von Milkschokolade über Glace bis Muffins. Wem es ernst ist mit Schlankerwerden, der sollte diese dreckigen zehn nicht zu Hause haben beziehungsweise «aus-schleichen», wie das Drogensüchtige bei einem Entzug machen. «Gar nicht» ist einfacher als «ab und zu», wie einem jeder trockene Alkoholiker bestätigen kann.

Protokolle zur Selbsteinschätzung

Während das von der Nahrungsmittelindustrie produzierte chemische Craving relativ leicht zu umgehen ist, ist es mit dem emotionalen Craving schwieriger. Es wird durch Stress, Langleweiligkeit, Leere ausgelöst. Mit Futtern wollen wir uns besser fühlen. Da müssen wir andere Hebel ansetzen. Das Buch liefert eine Fülle von Anti-Craving-Tipps. Bei einer «mittleren Spannung» kann aufräumen, eine Freundin anrufen, Erinnerungsfotos angucken helfen. Bei «hoher Spannung» empfehlen die Autoren ein härteres Vorgehen: eine Chilischote kauen oder Wasabipaste essen, kalt duschen, ein um den Unterarm gespanntes Gümmeli fitzen lassen.

Das Buch erklärt anschaulich, wie sich durch falsches Essverhalten «Autobahnen im Gehirn» bilden, und es zeigt, wie wir wieder auf bessere Wege finden. Es sagt auch, was zu tun ist bei Rückfällen – aber nicht, was wir essen sollen, denn an sich weiss das jeder. Es listet dafür Lebensmittel nach ihrem glykämischen Index (GI) auf. Ein hoher GI bedeutet, dass durch viel Kohlenhydrate und Zucker und wenig Ballaststoffe der Blutzuckerspiegel nach oben schießt und ebenso schnell wieder abfällt. Weil nun aber die Insulinproduktion im grossen Stil angesprungen ist, ruft der Körper bald: Hilfe, Unterzuckerung! Und wir brauchen noch mehr Schokolade.

Das Buch ist munter geschrieben, aber ohne hohle Phrasen. Es nimmt die Leser ernst. Die Protokolle zur Selbsteinschätzung, die Listen und Arbeitsblätter machen es für Abnehmwillige zu einem nützlichen Werkzeug.



«Wie man's sieht: Sie hätten auch zu einem Tierarzt gehen können...»

Werkbilanz als Dada-Traum

Matthias Matussek

Peter Handke: Mein Tag im anderen Land.
Suhrkamp. 93 S., Fr. 25.90

Wo schlägt in diesen Tagen ein nahezu achtzig-jähriger Grossschriftsteller, ja Nobelpreisträger sein Zelt auf? Richtig, er ist Risikogruppe, also selbstverständlich am äussersten hinteren Rand eines bereits aufgelassenen Friedhofs, dort, wo er schon in die Steppe übergeht.

Doch was er erzählt, stammt aus den Berichten anderer, von Freunden, von der Schwester, denn er war «von Sinnen», und ja, richtig, die Rede soll hier von Peter Handke sein, dem Hohepriester der deutschsprachigen Literatur, und seinem schmalen Bändchen «Mein Tag im anderen Land», das auf unfassbar anziehende Weise verrückt ist, gleichzeitig hochfahrend und bescheiden, wirt und von der wunderbaren Klarheit eines Traums.

Der Erzähler war, bevor die «Dämonen» in ihn fuhren, Obstgärtner von Beruf, ein ernster, eher unfreundlicher Typ, so dass es im Dorf hiess «launisch wie ein Obstgärtner» oder «mit dem bösen Blick eines Obstgärtners» oder «obstgärtnerischer als ein Obstgärtner» – wobei schon diese letzte Steigerung im Stil einer thomas-bernhardschen Tirade bei mir sofortige Heiterkeit und die Bereitschaft zum Mit-Albern erzeugte. Und das, obwohl «Mein Tag im anderen Land» Handkes kleines Totenbuch ist.

Streifzug durchs Dichterleben

Aber möglicherweise war ich bei meiner leichtsinnigen Lektüre beeinflusst durch ein Interview, in dem Handke nach der Mitteilung über den Erhalt des Nobelpreises sein sonst so schroffes Predigertum gegen eine erstaunliche Gelöstheit getauscht hatte – welch überraschender Temperaturwechsel nach der wild verhakten oder um sich schlagenden Milosevic-Rangelei! Dieser Preis, so ähnlich sagte er es, tauche sein Werk nun in eine vielleicht vorübergehende, aber doch immerhin «besondere Beleuchtung». Und da Handke über nichts anderes schreibt, als über sich und seine Empfindungen in der Welt, las ich seine Novelle als verrätselte Selbstmitteilung einer, hier wird es so genannt, «Erlösung».

Vorher jedoch die Raserei, an die er sich in seinem Büchlein rückblickend «nach Jahrzehnten» erinnert: brüllen, ausser sich sein. Er herrscht die Amsel im Baumwipfel an: «Maul halten!» Und die Menschen, die hässlichen genauso wie die normalen. Die Publikumsbeschimpfung aus frühen Tagen: «Und am hässlichsten ihr ohne besondere Merkmale, ihr,



Erstaunliche Gelöstheit: Autor Handke.

die raumverdrängende Mehrheit auf Erden, ihr mit dem normalen Gang, den normalen Stirnen, normalen Nasen [...]» Schliesslich die Verwünschung: «[...] die Lerche im Zenit, zum Wahnsinn treibend unsichtbar; hässlich und zum Hassen unsichtbar. Hassenswertes Blau des Himmels! Nieder mit der Schöpfung!»

Nach solchen Redekreuzzügen, die wir von irren Grosstadtpredigern kennen, kehrt er heim auf den Friedhof und ist die Sanftheit in Person. Zunehmend wird unser Held sich und anderen zum Rätsel, denn er spricht in einer Sprache, die die Welt nicht kennt, nie gehört hat, er spricht leise, dieser grosse Un-

verstandene, doch alle seine Worte sind klar vernehmbar noch in der letzten Hütte. Und er singt. Singt mit Engelsstimme. Und er wird zur

*Welch überraschender
Temperaturwechsel nach der wild
verhakten Milosevic-Rangelei!*

Autorität, zum Orakel, das allerdings mit seinen «Satzpfeilen» ganz geheimnislos die Wahrheit über jeden Einzelnen enthüllt.

Man kann das alles als eine grandios gesteigerte Bilanz lesen, einen Streifzug Handkes

durch sein Dichterleben, die Gewalttätigkeit und das «Gemetzeln» genauso wie den Zarathustra-Ton von Theaterpropheten wie «Über die Dörfer», selbst einen Bleistift findet er, dem er ein Büchlein gewidmet hat. Aber das ist dann schon im anderen Land.

Sein Heimatland: klein, «nicht grösser als ein paar durch Bäche und Teiche getrennte Talschatten», könnte Slowenien sein oder die Waldpfade hinter Paris; und während er dieses durchstreift, schliessen sich ihm andere Irre an. «Wie das? Wir endgültig Durchgedrehten von öffentlichem Interesse?» Aber ja. Sie dienen den anderen als Spiegel. Das ist die Aufgabe der Dichter. «Spiegel des eigenen gefährdeten Inneren.»

Er schreit in sich hinein, er weint, so erinnert sich seine Schwester, erstickt fast an verschluckten Konsonanten, er verflucht sich selber, mit grossen Bildern und schrägen wie aus einem Dada-Gedicht: «Mir auf den Schädel gestürzt, alte Eiche [...] Oder dass wenigstens ein Taubenschwarm mich augenblicklich von oben bis unten zuschisse.»

Die Entfernungsangaben schwanken traumgerecht, sie pendeln zwischen amerikanischen Meilen und russischen Werst, und am Ufer des Meeres, nicht grösser als ein See, sieht er drüben das andere Land, an seinem Küstensaum eine Gruppe von Fischern im Halbkreis um einen Mann, und der schaut zu ihm hin, und seine Augen lassen ihn nicht los, er ist der «Gute Zuschauer».

Und so macht er sich auf in jenes andere fremde Land mit seiner Dekapolis. Verschwunden sind die Dämonen, ausgetrieben vom Guten Zuschauer, denn der hört hin, auch wenn es nichts zu hören gibt; wie sehr muss der Theaterdichter Handke sich den Guten Zuschauer herbeigewünscht haben, wenn er ihm dieses jesuanische Format gibt: ein Zuschauer, der kein Lob erwartet und nicht im Auftrage – bewahre! – der Macht handelt. Und der Dichter fällt auf die Knie, und der Gute Zuschauer sagt: «Da bist du mir ja wieder, mein Freund!» Und noch nie hatte ihn einer einen Freund genannt.

Traum- und Kriegs- und Jenseitsbilder

In diesem anderen Land gelten andere Regeln, und selbstverständlich dauert sein Tag hier endlos, möglicherweise ist es das Jenseits, denn er spürt den Tod irgendwann, «spürte den Tod in mir, wie er ansetzte zu einem Purzelbaum. Und da aber nichts geschah, atmete ich durch und ging erfrischt weiter.» Er trifft auf Kinder, auf eine riesige Polizistin in einer Betonkirche, Traum- und Kriegs- und Jenseitsbilder mischen sich, und wieder sammeln sich Jünger um ihn, «die Gutwilligen». Irgendwann aber trifft er seine «zukünftige Frau», und alles löst sich auf in Tanz und Geselligkeit, und er ruft aus: «Nie mehr Ent-

zweiung; Schluss mit der ewigen Getrenntheit; angehörig sein, ein Angehöriger.»

Der aus nur wenigen Seiten bestehende Schlussteil der Reise beginnt erneut mit einem Traum auf dem Friedhof, der Erzähler stellt sich vor einen Spiegel, und ein Fremder schaut zurück, doch nach einem Wimpernzucken verwandelt der sich in einen «so müden wie sanften Mann», dessen Lippen die Worte formen: «Keine Angst.»

Und wieder musste ich an das versöhnte Interview denken mit den Fotos, die Feldblumen leuchtend in der Obertasche des schwarzen Handke-Anzugs.

Schon recht, sagt sich der Alte im Buch, dieses Versöhntsein, dieses «Dasein perlen lassen», ist aber offenbar doch ein bisschen langweilig; so sehnt er sich nach dem Kantigen, nach dem

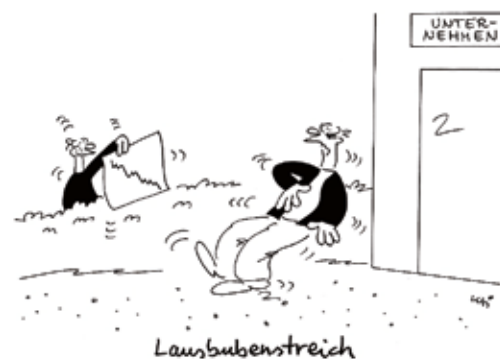
Und so rettet er sich mit ein paar letzten Sätzen aus der Schwärze.

Widerstand, denn blosses Sein ist blöde, das Werden ist es, beides gehört zusammen, und so umarmt er sich auf diesem Friedhof in diesem Traum.

«Jubel stieg auf in mir; und Abenteuerlust.» Und so rettet er sich mit ein paar letzten Sätzen aus der Schwärze, die sich bereits hinter ihm aufgetürmt hat, und er stösst einen «Kriegsschrei» aus, hinein in die Leere: «Seid ihr alle da?»

Aber klar, Peter Handke, grosser Seher, wir sind da, und wir sind dir gefolgt an die Schwelle zum Tode, wir mehr oder weniger grossen Zuschauer, und bleiben zurück nicht ohne Rührung über diesen «Tag im anderen Land», von dem Hamlet wohl nur irrtümlich annahm, dass es aus ihm keine Wiederkehr gibt. Immerhin, Dichter, hast du dich weit hinaus- und hinübergelehnt, um uns zu berichten. Und das in einem wundersamen poetischen Slapstick, einem surrealen Kinoabenteuer, einer lyrisch-unsinnigen Dada-Nummer, die die Selbstparodie der eigenen Idiosynkrasien nicht scheute.

Ein Handke, der den Leser leicht werden und staunen, schauern und lachen lässt. Das ist doch auch mal schön.



Die Bibel Durch den Tod zum Leben

Was du säst, wird nicht zum Leben erweckt, wenn es nicht stirbt (1. Korinther 15, 36).

– In den sieben Wochen zwischen Ostern und Pfingsten denkt die Christenheit über die Auferstehung Jesu und die Toten nach. Die Sonntage haben passende Namen, zum Beispiel «Jubilate». Weltliche und banale Beobachtungen gehören dazu, denn die Welt ist voller Gleichnisse für das, was von Gott her zu erwarten ist. Paulus erwähnt im ersten Korintherbrief das Weizenkorn. Es hängt nach dem Keimen abgestorben an der Wurzel. Der Tod ist hier die Voraussetzung für das neue Leben. Auch wo die Wunden einer Kiesgrube nach langer Ausbeutung von Pionierpflanzen und kleinen Tieren aufgesucht werden, da siegt das Leben über den Tod. Wo es gelingt, eine ewige Feindschaft zu entschärfen, indem jemand seine unverrückbare Sicht hinterfragt, da kann sich die Tür zu einem neuen Leben und Zusammenleben öffnen. Wenn unterdrückte Menschen es wagen, ihren Peinigern die Stirn zu bieten und bereit sind, für ihre Freiheit den Tod hinzunehmen, dann leuchtet das tröstliche Licht einer anderen Lebensqualität auf. Wenn Bäume und Sträucher monatelang als winterliche Skelette dastanden und sich plötzlich mit grünem Flaum und zarten Knospen überziehen, dann gewinnt das Leben die Oberhand über den Tod. Wo Menschen unter misslichen Bedingungen begeisternde und tröstliche Musik, Texte oder Bilder erschaffen, da weicht der Tod dem Leben. Wer zuweilen dem Tod ins Auge blickt, kann an Lebenskraft gewinnen. Das ist schnell gesagt und begriffen, wenn entsprechende Erfahrungen eintreten. Vergessen ist es im Komfort und in der vermeintlichen Sicherheit noch schneller. Der Tod ist der Partner des Lebens. Deshalb ist die Hoffnung auf die Auferstehung nicht absurd. Von Zeit zu Zeit muss man damit wieder ganz von vorne beginnen.

Peter Ruch

Der Traum des Schweizer Baumwollbarons

Die Odyssee eines Werks von Max Liebermann ist ein Kunstkrimi mit offenem Ausgang.

Dagmar Just

Berlin 1902: rasant expandierende Millionenmetropole mit U-Bahn, Autos und monumentalem Königsschloss, Zeitungsdschungel, Operettentempeln, Tingeltangel, Grandhotels. Und gleich hinter den Fassaden des Vergnügens die Mietskasernen mit ihren Hinterhöfen, Kellerwerkstätten, Schornsteinwäldern.

In dieser Kapitale der Gegensätze verteidigt der deutsche Kaiser am 18. Dezember 1902 in seiner berühmten «Rinnsteinrede» die alte deutsche Maltradition gegen die französisch geprägte realistische und impressionistische Moderne. Deren Vertreter würden mit ihrer Malerei nur «in den Rinnstein hinuntersteigen» und «das Scheussliche noch scheusslicher machen wie es schon ist», während sich «wahre Kunst» stets am Ideal orientiere und eifere, es so altmeisterlich zu inszenieren, dass noch «die unteren Stände» bereit würden, «sich zu ihm emporzuheben».

Sprung an die Spitze

Abgesehen davon, dass Wilhelm II. eine Lanze für die Systemrelevanz von Kunst bricht: Mit seiner Abscheu vor den Modernen spricht er damals vielen aus dem Herzen. Selbst ein Kunsttitan wie der Maler Adolph von Menzel genierte sich nicht, bei seiner ersten Begegnung mit den Werken von Monet & Co. in einem Berliner Salon die Gastgeber mit der Frage zu brüskieren: «Haben Sie wirklich Geld für den Dreck gegeben?»

Honfleur bei Le Havre: In der Nähe der kleinen Hafenstadt am Atlantik kommt im Herbst 1902 Alice Mary Schmitz zur Welt, als Tochter des Schweizer Geschäftsmanns Oscar Schmitz (1861–1933), der gerade begonnen hat, eine der berühmtesten Kollektionen von «Rinnsteinkunst» überhaupt aufzubauen. Man weiss nicht viel über ihn, aber so viel scheint sicher: Ein Revolutionär war er nicht. Eher ein leidenschaftlicher Kosmopolit mit deutschen, vielleicht auch jüdischen Wurzeln, der als Schweizer Bub im habsburgischen Prag aufwuchs, weil sein kluger Vater Samuel noch vor der Schlacht bei Königgrätz (1866) die Schweizer Staatsbürgerschaft für die ganze Familie erworben hatte.

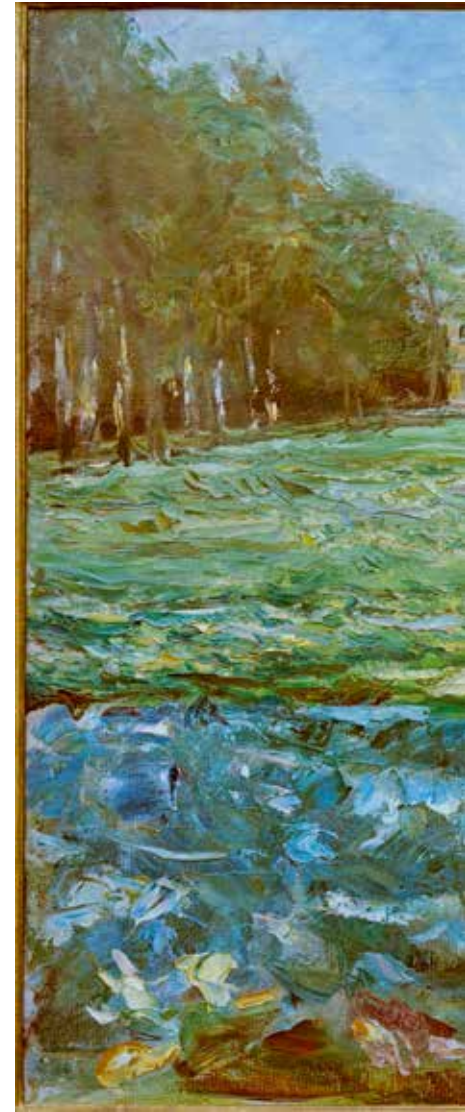
Von ihm stammt sicher auch der Impuls, der Oscar noch als Teenager ins britische Liverpool trieb – damals die reichste Stadt der Welt –, damit er dort das ABC des Import-Export-Geschäfts erlerne. Und bestimmt sponserte er auch die erste Baumwollfirma, die Oscar schon wenig später mit Bruder Alfred auf der anderen Seite des Meers im französischen Le Havre gründete.

Das «weisse Gold» machte ihn reich, und schon mit Anfang vierzig zog er sich aus dem Tagesgeschäft zurück. Davor hatte er Mary Mayer geheiratet, die als Tochter eines in Manchester geborenen jüdischen Bankiers aus dem zaristischen St. Petersburg kam. Jedenfalls ist Oscar Schmitz 38, als er sein erstes Bild erwirbt: eine von Claude Monets Lehrer Eugène Boudin gemalte «Flusslandschaft bei Honfleur». Dort, wo seine Tochter zur Welt kommt, die nach ihrer Mutter Mary und nach Monets zweiter Frau Alice heisst.

Im nächsten Jahr sind schon elf Impressionisten in seinem Besitz. Sieben Jahre später – inzwischen lebt er mit Frau und fünf Kindern in Dresden – kennt und preist man schon in Berlin seine Kollektion. Nicht lange, und sie wird zur «feinsten Privatsammlung moderner französischer Malerei, die es in Europa überhaupt gibt» gekürt. Und als sie 1932 zum ersten Mal im Kunsthaus Zürich gezeigt wird, erinnert eine FAZ-Kritik: «Man kam nach Dresden, um die alte Galerie und die Sammlung Schmitz zu sehen.» Kein Zweifel: Der Schweizer Baumwollbaron hatte in zwanzig Jahren den Sprung an die Spitze der grossen Kontrahenten des deutschen Kaisers geschafft.



«Ich schätze, das reicht für eine mittlere Führungsposition...»



Zustand der Unschuld:

Wobei er nicht nur mit traumwandlerischer Sicherheit Ikonen der verpönten «Rinnsteinkunst» zusammentrug, die heute zu den Glanzstücken der grössten Museen vom Museum of Modern Art bis zum Louvre gehören. Radikal antiwilhelminisch war vor allem der Geist, der durch die am Ende 96 französischen und deutschen impressionistischen Meisterwerke wehte. Schon die Titel sind Programm: Puddler. Mönch. Netzflickerinnen. Plätterinnen. Waisenkinder. Crevettenfischer. Hutmacherin. Tänzerinnen. Beim Pferderennen. Hufschmiede. Linnenkammer im Altfrauenhaus zu Amsterdam. Badende. Milchkrug mit Äpfeln. Les grands Boulevards. Gare Saint-Lazare.

Das ist nicht das Ideal, die Galerie der Götter und Helden, die dem Kaiser vorschwebt. Das ist das tägliche Leben, Menschen, die arbeiten, Orte und Dinge, die jeder kennt, Tempo und Flair der modernen Grossstadt. Als hätte der Schweizer Privatier sich die pulsierende Wirklichkeit ins Haus geholt – wie eine Geliebte, einen Tempel, eine Sinfonie. Ein Indiz dafür: Oscar Schmitz trennt sich im Gegensatz zu fast allen anderen Sammlern nie von seiner Kunst, weder während



«Kohlfeld im Wannseegarten nach Westen», 1917.

der Inflation noch in anderen Krisen. Selbst als er das latent antisemitische Dresden im Oktober 1931 fluchtartig verlässt und nach Zürich geht, nimmt er nichts und niemanden mit – ausgenommen seine Sammlung. Zwei Jahre später ist er tot, und statt des Traums herrscht nun business as usual.

Schon 1936 verkaufen Schmitz' Erben das Gros der Sammlung durch die Pariser Galerie Wildenstein – die heute der Kollaboration mit Hitlers «Hofgaleristen» Karl Haberstock verdächtig ist – und schicken die Werke auf eine lange Wanderschaft, die oft Ähnlichkeit mit einem Krimi hat. Bestes Beispiel: «Kohlfeld im Wannseegarten nach Westen». Max Liebermann hatte es getreu seinem Credo «Die gut gemalte Rübe ist so gut wie die gut gemalte Madonna» im Hungerwinter 1917 gemalt, als Blumenwiesen zu Gemüsegärten wurden, und Oscar Schmitz kaufte es «frisch von der Leinwand».

Kurz nach seinem Tod muss es in den Besitz des Dresdner Bankiers Victor von Klemperer gelangt sein, da es sich auf einem 1938 aufgenommenen Foto des Esszimmers der jüdischen Familie wiederfindet. Doch als die Klempe-

rer emigrieren, beschlagnahmt die Staatspolizei die Kunstsammlung, und auch der Liebermann verschwindet. Gut möglich, dass der Direktor der Dresdner Gemäldegalerie und wichtigste Manager für Hitlers Raubkunst, Hans Posse (1879–1942), ihn im zentralen NS-Depot für «Entartete Kunst» in Berlin abliefern und dass er dort «Hitlers gerissenstem Kunsthändler», Bernhard A. Böhmer (1892–1945), in die Hände fällt.

Florierendes Schmuggelgeschäft

Böhmer handelte nicht nur im grossen Stil mit Nazi-Raubkunst, er hortete sie auch. Als er und seine Frau beim Einmarsch der Roten Armee ins mecklenburgische Güstrow Selbstmord begehen, enthält sein Nachlass rund 3500 Werke aus dem Berliner Depot, dazu Privatleihgaben von Museen, Werke von Ernst Barlach, dessen Mitarbeiter er gewesen war, und Trophäen, die er bei den Auktionen der Luzerner Galerie Fischer ergattert hatte. Sein Sohn Peter erbte den kompletten Bestand, war aber noch ein Kind, sodass seine agile Tante Wilma Zelck die Dinge als sein Vormund in die Hand nahm. Zusammen mit ihrem Partner Albert F. Daberkow zog sie

ein florierendes Schmuggelgeschäft mit den Bildern über die Zonengrenzen hinweg auf. Und noch bevor Kurt Reutti 1947 etwa tausend Werke im Auftrag der «Bergungsstelle für Kulturgut» sicherstellen und im Museum der Stadt Rostock einlagern konnte, hatte das Paar schon eine unbekannt Zahl versteckt oder durch Verkauf an solvente Kundschaft in den Kunstmarkt zurückgeschleust. Schliesslich eröffnet Daberkow in Bad Homburg seine eigene Kunsthandlung, und prompt tauchte dort auch das «Kohlfeld» wieder auf. An wen immer er es dann verkauft – 1988 kommt es bei Sotheby's München unter den Hammer.

2004 wird es dann zum ersten und einzigen Mal nach Schmitz' Tod öffentlich ausgestellt, in

Es ist, als hätte sich der Schweizer Privatier die pulsierende Wirklichkeit ins Haus geholt.

der Kunsthalle Hamburg und in der Gemäldegalerie Berlin – bevor die 70,5 mal 90,5 Zentimeter kleine Kapitalanlage im November 2005 erneut über den Tisch geht, diesmal in Berlin, im Auktionshaus Grisebach, für 323 500 Euro. Vermutlich wäre Liebermanns «Kohlfeld» immer weiter von Hand zu Hand, von Tresor zu Tresor gegangen, hätte nicht eine Enkelin der Klemperers das Bild 2008 in einem Auktionskatalog entdeckt und mit ihrer Rückgabeforderung an das Auktionshaus einen Skandal ausgelöst.

Denn Grisebach-Chef Bernd Schultz hatte sich erst im Vorjahr im Bundestag mit einer Brandrede gegen die deutsche Restitutionspolitik klar positioniert und jedes Pauschalbekenntnis zur historischen Verantwortung gegenüber NS-Opfern und ihren Erben mit der Formel abgelehnt: «Man sagt Holocaust und meint Geld. In New York gibt es dafür einen Begriff: Shoa Business.» Folgerichtig weigerte er sich auch hier, den Käufer nachträglich zur – überdies verjährten – Restitution des Gemäldes zu animieren. Ein TV-Magazin warf ihm daraufhin vor, dass er «vorsätzlich die Provenienz des Bildes verschweige» und «Geld mache mit geraubter Kunst». Drei Tage später antwortete er online mit einem Statement, in dem er alle Vorwürfe zurückwies. Bis zum Herbst hielt das Mediengewitter an. Seitdem ist das «Kohlfeld» erneut verschwunden. Von einer – mit der offiziellen «Lost Art»-Datenbank für verschollenes Kulturgut verlinkten – Londoner Kunstdetektei namens Secret Agent Ltd. wird es als «vermisst» behandelt und offiziell gesucht.

Und Oscar Schmitz? Er hätte sich über den Skandal vielleicht als Einziger gefreut. Da restitutionsbefangene Kunstwerke naturgemäss schwer verkäuflich sind, wäre sein «Kohlfeld» nach der langen Odyssee jetzt gleichsam wieder im Zustand der Unschuld angelangt und könnte, wem auch immer das Bild jetzt gehört, nurmehr Freude bringen statt Geld.

Ballett

Tanzen statt Trübsal blasen

Lilo Weber

20 Jahre Richard Wherlock: Jubiläumsvideo.
theater-basel.ch/de/onlineprogramm.

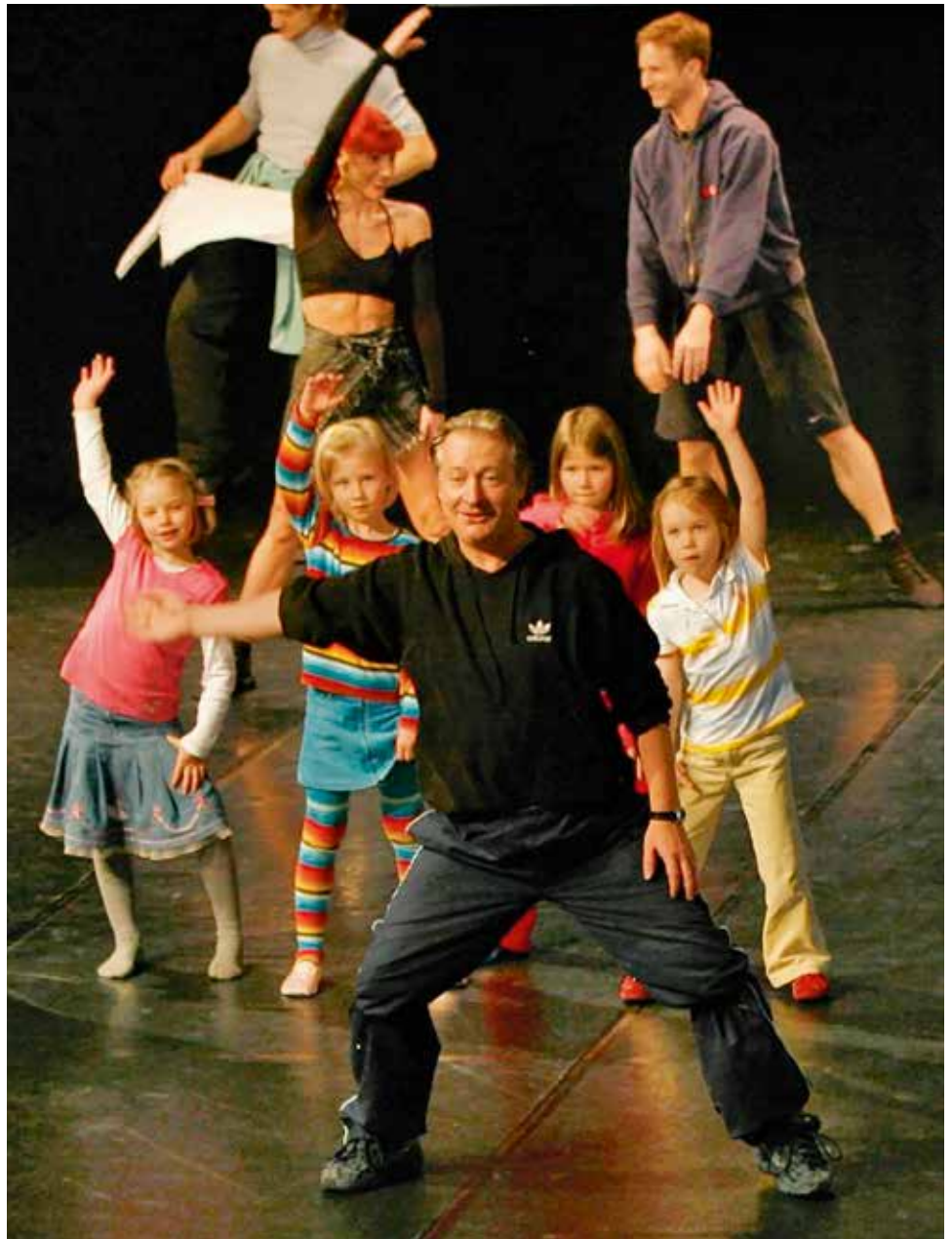
Am 9. April, ab 12 Uhr online

Ballettdirektoren werden gerne in Fünferschritten gefeiert. Denn dass sie den nächsten Zehner erreichen, ist in der Branche keineswegs gewiss. Wird Richard Wherlock nach dem Highlight seiner Arbeit gefragt, sagt er: «Wir sind immer noch da.» Der britische Choreograf feiert am Theater Basel seine 20. Spielzeit und ist somit der dienstälteste Tanzdirektor an einem Schweizer Theater. Er hat am Rhein drei Intendanten gehen sehen und ist nun vom vierten, Benedikt von Peter, übernommen worden. Den Ballettdirektor zwecks Schärfung des eigenen künstlerischen Profils auszutauschen, wie es bei Intendantenwechseln immer noch da und dort geschieht, wäre unklug gewesen. Das Ballett von Richard Wherlock ist ein Renner und hatte während vieler Jahre die beste Publikumsauslastung aller drei Sparten.

Zwanzig Jahre und immer noch da – ist das auch die grösste Leistung? Selbstredend nicht. «Wir haben Unterstützungsstrukturen für die ganze Tänzerlaufbahn bereitgestellt. Wir haben vier Stellen für Tänzerinnen und Tänzer in Ausbildung geschaffen, einen Fonds für die Weiterbildung nach der Tänzerlaufbahn und ein Team für Theaterpädagogik, das die Tanzkunst in die Schulen bringt.» Insbesondere aber hat Richard Wherlock das Ballett Theater Basel auf die Landkarte der Must-be-seen-Kompanien in Europa gesetzt – und seine quirilige Kompanie ist ein gerngesehener Gast auf den Bühnen der Welt. Dass er das in der Liste seiner Errungenschaften zuletzt nennt, passt zu dem bescheidenen Mann aus Bristol.

Der Basler Ballettdirektor hat ein grosses, vielfältiges Repertoire geschaffen, mit eigenen Stücken sowie Choreografien von Gästen mit sehr unterschiedlichen zeitgenössischen Handschriften. Das Ballett Theater Basel kann die Zuschauerinnen und Zuschauer halten, weil es sie unterhält. Auf hohem Niveau.

Richard Wherlocks Tänze sind leicht, schnell, wendig, sportlich. Seine Geschichten sind solche, die auf Tanzbühnen häufig vorkommen wie «Romeo und Julia» oder «Schneewittchen»; Stoffe aus der Weltliteratur wie Thomas Manns «Tod in Venedig» oder «The Comedy of Errors» von Shakespeare; aber auch Kammerstücke, die an die Familiendramen Jon Fosses erinnern. Sie werden getanzt mit leichtem Fuss und einem verquerten Humor,



Britischer Humor: Choreograf Wherlock.

den wir gerne britisch nennen. Und sie bauen auf ein Kulturverständnis, wie wir es aus dem angelsächsischen Raum kennen.

In Richard Wherlocks Werk finden Songs von Lou Reed ebenso selbstverständlich ihren Platz wie Musik von Dmitri Schostakowitsch oder Klezmer. Die Nonchalance, mit der sich ein Choreograf zwischen sogenannter E- und U-Kultur bewegt, war in der deutschsprachigen Kulturlandschaft lange ungewöhnlich, hat aber in den letzten zehn Jahren in den Schweizer Theaterhäusern an Boden gewonnen und zur derzeitigen Popularität der Tanzkunst beigetragen. Dies nicht zuletzt, weil langjährige Weggefährten Wherlocks mittlerweile eigene Kompanien führen. Seine ehemalige Ballettmeisterin Kathleen McNurney hat in Luzern ein kleines Tanzwunder geschaffen, und der ehemalige Tänzer Kinsun Chan mischt nun den Tanz in St. Gallen auf.

Nicht dass es den Tänzen des Richard Wherlock an Tiefsinn, Traurigkeit oder Schwermut fehlen würde – sie werden nur nicht davon in den Boden gedrückt. Und schon gar nicht gebremst. Wie auch vom neuen Coronavirus nicht, das nun den Jubiläumsabend vom 10. April (vor-erst) vereitelt hat.

Immer wieder befragt Richard Wherlock die alten Geschichten auf aktuelle Bezüge hin. Shakespeares «Die Komödie der Irrungen» wird in «The Comedy of Error(z)» zu einem Flüchtlingsdrama. Die Stiefmutter in seinem «Snow White» ist zerrissen in Selbsthass und Sehnsucht. Und Scholem Alejchems berühmte Geschichte von «Tewje, dem Milchmann» wird in Wherlocks «Tewje» zu einem Ballett über Migration. «Ich versuche immer, mich um die Underdogs zu kümmern, um Menschen, die anders sind, um Vielfalt eben. Das pflegen wir auch in der Kompanie.»

Erzählt der Choreograf aus persönlicher Erfahrung heraus? Aufgewachsen ist er in einer Familie von Berg- und Schiffsleuten. Tanz war da kein Thema. «Ich war als Junge klein, da musste man in der Schule aufpassen, dass man nicht unter die Räder geriet.» Und so entdeckte Richard Wherlock seine Grösse: «Ich war witzig, und ich konnte lustige Dinge mit meinem Körper tun.» Mit fünfzehn haute er ab nach London und wurde Tänzer, später Ballettdirektor in Hagen, Luzern, Berlin, schliesslich 2001 in Basel. Seine Lebensfreude, sein Witz, sein schräger Humor haben ihn stets begleitet. Wenn er auch die lustigen Dinge mit dem Körper heute gerne seine Tänzerinnen und Tänzer tun lässt.

Klassik

Das Genre ist irrelevant

Thomas Wördehoff

Floating Points, Pharoah Sanders, London Symphony Orchestra: Promises. Luaka Bop.

Die Beurteilung von Musik hängt von Etiketten ab. Firmiert eine Komposition unter «Neue Musik», stehen Anforderungen im Raum, die sich bei Ambient oder Jazz ganz anders formulieren. Bei einer Jazzstimme spielt die vokale Dramatik der Interpretin eine andere Rolle als bei einer Primadonna. Doch immer wieder gibt es Werke, die die Ordnung streng gegliederter Musiksammlungen ins Rutschen bringen. Soll man die ausgreifende «Far East Suite» von Duke Ellington vielleicht neben Ella Fitzgerald oder doch besser bei Edward Elgars «Enigma-Variationen» parken? Wohin mit den Suiten für Jazz- und für Variété-Orchester von Schostakowitsch?

Das neue Projekt des britischen Komponisten, Elektronikmusikers und DJs Floating Points (bürgerlich Sam Shepherd) schert sich keinen Deut um ordnungspolitische Erwägungen. Für «Promises» holte er sich den amerikanischen Saxofonisten Pharoah Sanders ins Studio, eine grosse Seele des Jazz, der sein Horn nicht nur zur Explosion bringen, sondern mit dessen brüchigem und zugleich blossgelegtem Ton zu Tränen rühren kann. Shepherd «holte» sich die Legende natürlich nicht einfach ins Studio wie einen Session-Musiker – eine Partitur wie das neunsätzliche «Promises» war nur möglich, wenn der Komponist das musikalische Credo seines hochbetagten Gastes durchdringen und ihm Raum für jedwede seelische Regung bieten würde.

Eine anspruchsvolle Aufgabe, denn Pharoah Sanders lässt Musik im Moment entstehen: «Oft weiss ich nicht, was ich spielen will. Also fange ich einfach an zu spielen und versuche, es rich-

tig zu machen und es mit einer anderen Art von Gefühl in der Musik zu verbinden.» Für das London Symphony Orchestra notierte Elektroniktüftler Shepherd einen zunächst kaum wahrnehmbaren Streichernebel, der atmend über dem Geschehen ruht und unregelmässig von einer aufblitzenden Akkordfolge unterbrochen wird – wie der plötzliche Lidschlag eines fernen Wesens, das die Welt mit klarem Blick in Augenschein nimmt. Es ist dieses klirrende Arpeggio, das zur unerbittlich treibenden Kraft von «Promises» wird. Kein Rhythmus, sondern funkelnnde Schwaden freischwebender Elektronik machen den Puls der Komposition spürbar.

In diesem Raum unternimmt Pharoah Sanders seine ausgedehnten Exkursionen. Die Paarung von Shepherds Partitur und den frei fliessenden Improvisationen kann man ideal nennen: Das magisch aufgeladene Elektronikbiotop des Mittdreissigers korrespondiert mit Sanders' Ausbrüchen auf unheimliche Weise. Während das Tenorsaxofon zum Teil furios-atavistische Tänze vollführt, umflirren unzählige Klangpartikel der Synthesizer-, Hammond- und sonstiger Keyboard-Sounds Sanders' bisweilen raues Organ, um als grell gleissender Wirbel schliesslich zu verdunsten.

Das Ganze hat System, denn im Verlauf öffnet sich der Gesamtklang kaum merklich, und die zunächst meditativen Gesänge des Altmeisters werden zunehmend heftiger, schroffer, stossender – bis hin zu orgiastischen Schreien. In «Movement 6» ballen sich dann auch die Streicher kantilenengleich zu einer Dringlichkeit, deren Farben schon beinahe an den üppigsten Puccini-Schwulst heranreichen.

Dass eine zeitgenössische Komposition eine derartige Emotion zulässt und ihrem Star zugleich einen beinahe grenzenlosen Raum zubilligt, macht dieses Werk zu einem echten Ereignis der Neuen Musik. Zeitgenössisch ist «Promises» in der Tat, denn Shepherd und Sanders spiegeln das Spektrum unserer Gegenwart, in der die Grenzen der Genres lediglich die Arbeitsfelder der Musikkritik definieren. In welchem Fach dieses Album aufbewahrt wird, ist irrelevant. Es sind die aufregendsten 46 Minuten Musik dieses ersten Vierteljahres.



Alben für die Ewigkeit



Jimi Hendrix: «Are You Experienced»

Es gibt Alben, die sind tonale Donner- schläge. Als ich dieses Werk mit dem genialen Fischaugen-Bild damals in den Händen hielt, war das schlicht ein Erleuchtungsmoment. Hier kam ein Musiker von einem anderen Stern.

Jimi Hendrix traf im Herbst 1966 in London ein. Künstlerisch betreut wurde er vom Bassisten der Animals, der ihn in New York entdeckt hatte. Es wurde eine Band zusammengestellt, und ab ging's ins Aufnahmestudio. In nur wenigen Wochen entstand das epochale Debüt, das auch 54 Jahre später noch immer das innovativste und ausdrucksstärkste Gitarrenalbum der Rockgeschichte ist.

Die Mörderballade und der Insider-Coversong «Hey Joe» war Jimis erste Single und basiert auf dem Dur-Quintenzirkel C-G-D-A-E. Hendrix machte ihn aber durch seinen wilden Psychedelic-Blues-Sound zu seinem ureigenen. Allein schon das Intro ist beispiellos. Der Song erzählt von einem eifersüchtigen Mann, der seine Frau erschiesst und in Mexiko untertauchen will. Selten hat Rock spannender und dynamischer getönt.

«Manic Depression» und «The Wind Cries Mary», den Jimi nach einem Streit mit seiner Freundin schrieb, wiesen der Psychedelia den Weg. Der Grossmeister selbst meinte, es sei «ein Album mit grenzenlosem Gefühl und Fantasie. Auf die Freiheit der Fantasie kommt es an».

Der Oberknaller «Purple Haze», der angeblich einen LSD-Trip wiedergibt, habe aber nichts mit Drogen zu tun, sagte Hendrix: «Es geht um einen Traum, in dem ich unter Wasser einen Spaziergang machte.» Man darf an dieser Aussage zweifeln... «Excuse me while I kiss the sky».

Chris von Rohr

Serie

Gebeutelter Sonderling

Wolfram Knorr

Patrick Melrose (GB, 2018, Sky)

Regie: Edward Berger. Mit Benedict Cumberbatch, Hugo Weaving, Jennifer Jason Leigh

«In der Kindheit», so der österreichische Schriftsteller Heimito von Doderer, «wird dem Menschen ein Kübel übergestülpt, dessen Inhalt ihm ein Leben lang herunterrinnt.» Beim britischen Adelspross Patrick Melrose rinnt er nicht, sondern schüttet es wie ein Sturzbach. Als er per Telefon aus New York die Nachricht erhält, sein Vater sei gestorben, kriegt er sich vor Freude kaum ein – wobei nicht ganz klar ist, was die Euphorie auslöst: den Quälgeist losgeworden zu sein oder das Heroin, mit dem er ihn seit Jahren zu verdrängen versuchte.

Sein Vater war ein Scheusal, hatte ihn jahrelang missbraucht, seine Mutter gedemütigt, die zu schwach gewesen war, sich gegen den Gatten zu wehren und sich in die Tablettensucht flüchtete – bis zur Debilität. Von Patricks jahrelangem Versuch, seine gebeutelte Psyche in den Griff zu bekommen, erzählt der fünfteilige autobiografische Romanzyklus (2006) des britischen Journalisten und Autors Edward St. Aubyn. Er entstammt der Upperclass, kennt seine Pappenheimer, die arroganten Schnösel, Spötter und Zy-

Cumberbatch zieht alle Register: vom zutiefst Gequälten über den Kiffer bis zum Menschenverächter.

niker, die jeden verachten, der arbeiten muss. Auch er bewegt sich in diesem hermetisch abgeschirmten Koordinatensystem elitärer Rituale und Ereignisse, sündhaft teurer Appartements, Ferienhäuser, Restaurants. St. Aubyn, der nicht arbeiten musste, schildert das Milieu, schont weder sich noch seine Trabanten oder das subalterne Personal, sondern überzieht alle mit Sarkasmus und ätzendem britischem Witz.

Schwarzhumorige One-Man-Show

Für den Briten Benedict Cumberbatch, längst ein Star des internationalen Films, ist Patrick Melrose neben Hamlet seine Lieblingsfigur. Mit dem Schriftsteller David Nicholls als Drehbuchautor und dem Deutschen Edward Berger als Regisseur entstand nach langen Versuchen 2017 die fünfteilige Mini-Serie «Patrick Melrose», eine sich fast überschlagende schwarzhumorige One-Man-Show von schwindelerregender Rasananz. Cumberbatch zieht alle Register: vom zutiefst Gequälten, der sich



Genialer Soziopath: Hauptdarsteller Cumberbatch.

nach Nestwärme sehnt, über den verletzenden Spötter, masslosen Trinker, Kiffer, Heroin- und Kokksüchtigen bis zum Menschenverächter. Ein Maniac, der sich in einer Art Krieg wähnt gegen hinterfotzige, giftige, rattige Lemuren. Vom Vater immer wieder heimgesucht, deliriert er in Wahn und Agonie. Selbst als er verheiratet und Vater ist, plagt ihn sein Erbe in jähren Ausbrüchen. Zornig über seine Eltern, aber zunehmend auch über sich selbst, weil er ein besserer Vater sein will, aber es nicht immer schafft. Seinem Erbe entkommt er nicht.

Cumberbatch ist eine höchst zeitgemässe Figur, ein «hochfunktionaler Soziopath», wie Sherlock Holmes sich selbst bezeichnete, den er wie keiner vor ihm mit exzentrischem Elan spielt. Seit Beginn seiner Karriere war er der geniale Sonderling. 2004 war er Stephen Hawking («Hawking»), 2009 Charles Darwin («Creation»), 2013 Julian Assange («Inside Wikileaks»), und ab 2010 meisselte er seine Physiognomie und seine Neurasthenie unerbittlich in die des Sherlock Holmes hinein. Ein überdrehter Dandy, der sich mit Violine aufspielt, kaltschnäuzige Tiraden absondert und andere benutzt, wenn es ihm dient.

Selbst im Popcorn-Genre tummelt sich Cumberbatch mit Vergnügen und fand goldrichtige Rollen. In «Star Trek into Darkness» (2013) war er Khan Noonien Singh; gaga, aber lustig. In «Doctor Strange» (2016) ein arroganter Neurochirurg, der durch einen Unfall in eine Sinnkrise gerät, mit tibetanischer Spiritualität zum Superhelden wird und wie einst Mandrake mit

seinem Cape allen das Fürchten lehrt. 2017 agierte er hypernervös als genialer Erfinder Edison in «The Current War», und in «Brexit» (2019) verkörperte er Dominic Cummings, der 2016 die Kampagne «Vote Leave» erfand.

In «Ironbark», der demnächst unter dem neuen Titel «The Courier» (2020) in die Kinos kommen soll, stellt er sich als britischer Geschäftsmann Greville Wynne, dessen Reisen ihn häufig nach Moskau führen, dem MI6 und der CIA zur Verfügung. Er soll den Kontakt zu einem sowjetischen Funktionär knüpfen, der zu plaudern bereit ist. Cumberbatch ist auch hier ein ziemlich merkwürdiger Geselle.

In «Patrick Melrose» steht der Sonderling in Flammen, durch eine überhitzte Symbiose aus gebeuteltem Exzentriker und Bourgeois. Am Ende der ersten Folge telefoniert Patrick mit einem Freund: «Ich habe beschlossen, clean zu werden.» Darauf der Freund: «Und dann? Was machst du dann?»

Medien

Hundert Jahre Schweizer Monat

Thomas Sprecher

Es gibt immer mehr Hundertjährige. Aber Hundertjährige Zeitschriften? Zu diesen raren Erscheinungen gehört nun der *Schweizer Monat*. Und wie Hundertjährige nicht ihr Leben lang

dieselben sind, können es auch Medien nicht sein. Der *Schweizer Monat* hat im Laufe seines langen Daseins alles gewechselt: den Namen, die politische Ausrichtung, die Aufmachung, die Trägerschaft, natürlich das Personal.

Gegründet wurde die Zeitschrift unter dem Namen *Schweizerische Monatshefte*, dann hies- sen sie nur noch *Schweizer Monatshefte*, dann *Schweizer Monat*. Wiederholt wurde daran ge- dacht, nur noch vom *Monat* zu sprechen, was gerechtfertigt werden könnte. Denn während sich etwa die *Weltwoche* doch chronisch in die schweizerische Innenpolitik verbeisst, ist der *Schweizer Monat* oft nicht spezifisch schweize- rischen Themen zugewandt.

Ehrgeiz und Ausdauer

Schon bei der Gründung ging es um die Welt und um die Schweiz gleichzeitig. Die *Schwei- zerischen Monatshefte* verdankten ihre Existenz der Frustration darüber, dass das Schweizer Stimmvolk am 16. Mai 1920 den Beitritt zum Völkerbund beschlossen hatte. Das Grüppchen der bildungsbürgerlich-konservativen Grün- der wollte ein Organ, mit dem sich dieser Feh- ler bekämpfen liess. Als Trägerin fungierte eine Genossenschaft. Sie wurde 1955 in einen Verein umgewandelt, und dieser wurde 2010 in eine Aktiengesellschaft überführt.

Im April 1921 erschien die erste Nummer. Es war nicht der Ehrgeiz der Verantwortlichen, die Zeitschrift über ein Jahrhundert zu tra- gen. Sie orientierten sich am Tag, will sagen am Monat, sie gaben sich Mühe, leidliche Num- mern vorzulegen. Das Jubiläum, eine klassische Alterserscheinung, kommt von selbst und ist keine Leistung, aber immerhin ein Ausweis an- haltender Anstrengung. «All Heroismus liegt in der Ausdauer, im Willen zu leben und nicht zu sterben», lässt Thomas Mann den alten Goe- the sagen. Und in der Tat, Ausdauer kann man dem *Schweizer Monat* nicht absprechen.

Ich erinnere mich, nur schon für die be- schränkte Zeit meiner eigenen Mitwirkung, an unzählige Krisensitzungen, in denen Finanzierungsmodelle, Abonentengewin- nungs- und Sparprogramme immer wieder durchdekliniert wurden. Der *Schweizer Monat* hat nie viel Werbegelder auf sich zu ziehen vermocht, was aber nach der digitalen Wende zum Vorteil wurde: Er hat hier auch nicht viel verlieren können und war immer schon dort, wo die anderen Printprodukte nach prekärer Sturzflug von marktgesetzlicher Gnaden- losigkeit in den nuller Jahren gelandet sind.

Öffnung zum Liberalismus

Die Gründer wollten nicht Geld verdienen. Sie waren keine Medienunternehmer, sondern Idea- listen. Die Geschichte des *Schweizer Monats* ist eine Geschichte finanzieller Unterstützung. An erster Stelle ist Fritz Rieter zu nennen, der nicht nur jahrelang die Defizite der Jahresrechnungen

zum Verschwinden brachte, sondern mit einer Stiftung auch über seinen Tod hinaus das wei- tere Erscheinen zu sichern half. Aber neben und nach ihm gab und gibt es glücklicherweise viele Mäzene, die zu stillen Unterstützungs- leistungen bereit waren und sind. Fundraising ist ein bedeutender Pfeiler geblieben, auf dem dieses Organ sich in der Welt hält.

Politik war der Ausgangspunkt, doch nicht das einzige Themenfeld. Der *Schweizer Monat* segelte immer unter der Trias von «Politik, Wirtschaft und Kultur», die sich sowohl ver- schränkten als auch gegen weitere Bereiche hin öffneten. Wenn alles Politik ist, alles Wirtschaft und alles Kultur, dann wären thematische Ex- klusionen schlecht zu rechtfertigen gewesen.

Dabei hat sich die politische Ausrichtung ver- ändert. Die Zeitschrift begann mit dem Protest gegen die schweizerische Politik der Zwischen- kriegsjahre. Die Protagonisten, germanophil und antifranzösisch, zeigten unter ihrem ersten Redaktor Hans Oehler, der sich lieber «Schriftleiter» nannte, grosse Sympathie für die Entwicklungen in Deutschland und Italien und den schweizerischen Frontismus. Immer mehr Frontenfreunde rückte Oehler ins Heft, bis es seinen Vorgesetzten zu bunt, das heisst zu braun wurde. So setzten sie ihn 1933 ab.

Unter seinem Nachfolger Jann von Spre- cher blieb das Blatt zuerst deutschfreundlich, was sich aber mit der politisch-militärischen Wende nach 1940 abschwächte. In der Folge öffnete sich die Zeitschrift dem Liberalismus, den sie anfänglich noch mit revisionistischem Elan bekämpft hatte. Wenn nun die Schweizer Politik kritisch begleitet wurde, so aus liberaler Sicht. Dies gilt bis heute: Weiterhin versucht der *Schweizer Monat*, liberalen Gedanken Raum zu geben. Damit erreicht er, wie die Dinge lie- gen, nur ein beschränktes Publikum. Anderer- seits liesse sich sagen: Seine Aufgabe ist noch nicht erfüllt, im Gegenteil.

Keine Beliebigkeit

Mit der Gründung einer Aktiengesellschaft wurde die schon vorher reklamierte Un- abhängigkeits institutionalisiert. Kein Aktionär verfügt über mehr als 15 Prozent der Aktien. Die Redaktion arbeitet nicht weisungsgebunden. Der Verwaltungsrat gibt keine Losungen aus. Verlangt wird lediglich, nicht in Beliebigkeit abzusinken. Denn landete der *Schweizer Monat* im Mainstream, brauchte es ihn nicht mehr. Wir können nicht wissen, ob und in welcher Erscheinung der *Schweizer Monat* sogar noch ein zweites Jahrhundert meistern wird. *Who cares?* Wenn er es schafft, freie Geister, Jung und Alt mit starken Texten zu beglücken, kommen weitere Jubiläen, wie gesagt, von selbst.

Thomas Sprecher war bis 2019 Verwaltungsratspräsident der SMH Verlag AG, die den *Schweizer Monat* herausgibt. 2013 hat er eine Geschichte dieser Zeitschrift veröffentlicht.

Jazz

Das Dynamit der Grand Old Lady

Peter Rüedi

Irène Schweizer/Hamid Drake:
Celebration. Intakt CD 363

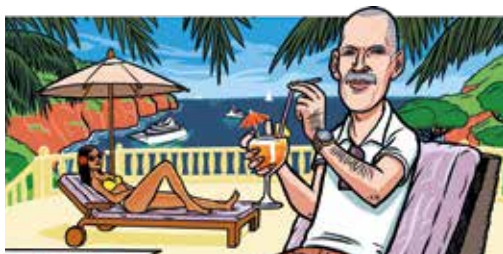
Von damenhaften Verschämtheiten ist Irène Schweizer zu weit entfernt, als dass sie aus ihrem Alter ein Geheimnis machte. Am kom- menden 6. Juni wird die Grand Old Lady des Jazzpianos achtzig. Ihr jüngstes Album heisst «Celebration», ist aber keineswegs eine selbst- verliebte Nabelschau, vielmehr die explosive improvisatorische Bilanz eines Lebenswerks, das einzigartig ist in seiner beharrlichen Kontinuität und stetigen Selbsterneuerung. Ungebrochen die Vitalität der pianistischen Pranke, die Frische und Folgerichtigkeit der improvisatorischen Erfindungen.

«La Schweizer» gilt als eine Ikone des einst sogenannten Free Jazz, und «freie Musik» ist noch immer die passendste Etikette für ihre in vielen Formaten lebendige Kunst. Freiheit meinte bei ihr allerdings nie Beliebigkeit. Selbst in ihren radikalsten Phasen masste sie sich nicht an, unter dem Diktat der Freiheit die Welt erst zu zertrümmern und dann vom Ur- knall weg neu zu erfinden. «Ich wollte spielen, was mir gefiel», sagt sie, «meine eigenen Stücke sind ja melodisch und harmonisch.» Rhyth- misch komplex war diese prononciert perkussive Pianistin ohnehin (nicht von ungefähr spielt sie gelegentlich auch Schlagzeug).

Ihre Kunst der Improvisation, die allmäh- liche Verfertigung der Gedanken beim Spie- len, hatte immer ein Maximum an Energie im Sinn. Das meinte nicht, dass sie nicht auch Ein- flüsse einer ganzen Reihe von Vorbildern re- flektierte: Duke Ellington, Thelonious Monk, die südafrikanischen Exilanten, die Schweizer in den frühen Sechzigern im Zürcher «Africa- na» antraf: Dollar Brand zumal (wie Abdullah Ibrahim damals noch hiess) oder die Blue Notes um Chris McGregor.

«Celebration» ist wie viele Schweizer Pro- duktionen ein Live-Mitschnitt, von einem Fes- tival im österreichischen Nickelsdorf, ein ener- getisch geladener, gleichzeitig formal scharf gedachter Dialog mit dem Drummer Hamid Drake – der bislang letzte, besonders geglückte Akt von Irène Schweizers über Jahrzehnte an- gelegten Lebensprojekts von Zwiegesprächen mit grossen Schlagzeugern (Pierre Favre, Louis Moholo, Günter Sommer, Han Bennink, An- drew Cyrille, Joey Baron). Zum Abschluss feiert die CD übrigens in einem «Song for Johnny» den jung verstorbenen südafrikanischen Musi- ker Johnny Dyani, Bassist der genannten Blue Notes aus fernen «Africana»-Zeiten.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Mutation

Mark van Huissingling

Persönlich bin ich der Ansicht, Jahrestage seien unnötige Aufhänger für eine Berichterstattung, wie Leserinnen und Leser sich möglicherweise erinnern. Dennoch ergreife ich die Gelegenheit und erzähle von meinem zurückliegenden Pandemiejahr beziehungsweise von MvHs wichtigsten Erkenntnissen daraus.

Auf den ersten Blick hat sich im Alltag Ihres Kolumnisten nicht viel verändert in dieser Zeit: Er verschiebt sich weiter werktätlich in sein Büro im Zürcher Seefeld, wo er in der Regel von morgens bis abends alleine am Schreibtisch sitzt (Bambi benutzt ein Zimmer des gemeinsam bewohnten Zuhauses als Home-Office, unser kleiner Sohn verbringt wöchentlich mehrere Tage in der Kita, die glücklicherweise offenblieb, da systemrelevant). Seit einiger Zeit nehme ich das Mittagessen – von einem der umliegenden Restaurants mit Take-away-Angebot – ebenfalls dort ein. Und für den Weg an den Arbeitsplatz benutze ich grösstmehrheitlich den öffentlichen Verkehr.

An Covid-19 erkrankt bin ich bisher nicht. Wie meine Familienmitglieder plus die meisten Freunde und Bekannte; ich kenne mittlerweile immerhin den einen oder die andere, die vom Virus befallen wurden, darunter einen, dem es eine Woche echt schlecht gegangen sei.

So weit, so ereignisarm. Wo allerdings eine Mutation stattgefunden hat, das ist bei meiner Wahrnehmung a) der Menschheit – oder, besser, der «Mitmenschen», weil das ein bisschen weniger pomphaft klingt – sowie b) der politischen Führung unseres Lands (besonders der sogenannten Exekutive, also des Bundesrats) plus der Verantwortlichen der für Pandemiebekämpfung zuständigen Bundesämter. Zwar waren mir die Mitglieder dieser Gruppen be-

reits zuvor nicht im hellsten Licht erschienen, doch in der Zwischenzeit hat sich mein Bild von ihnen nochmals deutlich verdunkelt.

Zu a): Was lief schief bei Corona-Lügnern oder -Skeptikern – von Bäumeumarmern über Anthroposophen, Esoteriker, Verschwörungsgläubige bis zu Rechtsbürgerlichen, Reaktionären und noch Beknackteren –, Impfverweigerern beziehungsweise ihren Gegenspielern, Impfdränglern also, Masken-Nichtträgern respektive «Wir geben uns die Hand, nicht wahr?»-Nervensägen? *Oh, dear ...* Man kommt als normalintelligenter, einigermaßen informierter und/oder denkender Mensch nicht mehr umhin, den Begriff «Schwarmintelligenz» aus seinem Wortschatz zu streichen. Aber nicht ersatzlos, sondern zugunsten von «Schwarmdummheit»; das trifft es besser.

Ein Unglück kommt selten allein, sagt man. Womit wir bei den unter b) aufgezählten Entscheidungsträgern angelangt wären. Zu Anfang der Seuche war ihre Leistung in Ordnung, denke ich. Sie schwammen in *unchartered waters*, unerforschten Gewässern, die Datenlage war dünn damals. Und sie handelten wohlmeinend (abgesehen von der Behauptung wider besseren Wissens, Schutzmasken würden es nicht bringen, einzig weil solche nicht vorhanden waren).

Doch von da an ging's bergab: Dass die Verantwortlichen das Zur-Verfügung-Stellen von ausreichenden Testmöglichkeiten für alle dazu Bereiten die längste Zeit nicht hinbekommen haben, ist schwach. Sowie unserem kleinen,

Der Begriff «Schwarmintelligenz» ist aus dem Wortschatz zu streichen. Zugunsten von «Schwarmdummheit».

wohlorganisierten, reichen Land mit seiner belastbaren Grundeinrichtung / seinem bestausgebauten Versorgungsnetz nicht würdig. Das war die gute Nachricht. Noch schlimmer sieht's dort aus, wo's um alles geht, leider – beim zeitnahen Durchimpfen der Bevölkerung nämlich. Das Versagen der zuständigen Leute bei der Beschaffung beziehungsweise Zulassung und Bereitstellung von ausreichend respektive dem richtigen Impfstoff bisher unterbietet alles.

Oder wie der Leitartikler der *Neuen Zürcher Zeitung* kommentierte: «Grossbritannien, Israel und Amerika glänzen mit ihrer Impfkampagne,

die der Schweiz gleicht einer Groteske.» Die Pandemie halte jedem Land den Spiegel vor. Manche handelten wie Unternehmer, andere wie Bürokraten.

Trotz allem, so sieht's aus, gibt es jetzt Licht am Ende des Tunnels. Und es dürfte vom Sonnenaufgang kommen, nicht von einem entgegenfahrenden Zug. Bis Ende Juli (oder August, September ...) sollte geimpft sein, wer will. Und wer sich bis dorthin ansteckt, findet Platz in einem nicht ausgelasteten Intensivpflegebett, wo er von Top-Ärzten behandelt wird. Nicht von Chefbeamtinnen oder Spitzenpolitikern.



UNTEN DURCH Vorne Inches, hinten Zentimeter

Linus Reichlin

Zum Repertoire eines Kolumnisten gehört, dass er jährlich etwas über Penisgrössen schreibt. Es ist einfach obligatorisch, wie Schnitzel/Pommes frites auf der Speisekarte von Ausflugsrestaurants. «Der Kunde», sagte ich zu meinem Freund Bruno, «möchte einfach wissen, wie's bei dir untenrum aussieht.» «Danke der Nachfrage», sagte Bruno, «da sieht es sehr gut aus.» «Das dachte M. auch», sagte ich. M. – und das ist eine wahre Geschichte – war vor zehn oder zwölf Jahren mit Lisa zusammen, einer guten Freundin von Bruno und mir. Ihn selbst kannten wir nicht.

Eines Abends fragte sie uns, ob es möglich sei, dass ein Mann nicht wisse, dass er einen sehr kleinen Penis habe. Bruno sagte: «Nein. Mit ungefähr zwölf beginnt er es instinktiv zu ahnen. Er spürt einfach, dass da mehr sein müsste. Und dann misst er mit dem Schneiderband. Danach ist er siebzig Jahre lang sehr niedergeschlagen.» «Wenn er älter als 82

wird», sagte ich, «ist er sogar noch länger sehr niedergeschlagen. Erst der Tod bereitet dieser Qual ein Ende.» «Qual ist das falsche Wort», sagte Bruno, «es ist eher eine Verbitterung über die Gleichgültigkeit der Natur. Dieser Mann fragt sich: Warum ich? Warum nicht irgendein Ausländer? Mit fünfzehn bindet er sich eine Schnur drum rum, weil er gelesen hat, dass man durch permanente Zugkräfte zwei Zentimeter gewinnen kann. Aber schlimmstenfalls ist schon das Rumbinden der Schnur schwierig, weil da einfach zu wenig Verankerungsmaterial ist.»

«Mein Gott!», sagte Lisa. «Ja, diese Männer», sagte ich, «blicken in die Abgründe der biologischen Existenz. Und nichts auf der Welt kann sie retten. Die Schulmedizin ist hilflos. Die Schamanen können einem solchen Mann zwar magische Tränke über seinen Penis pusten: Doch der Effekt wird sehr gering sein. Am wenigsten hat ihnen die Homöopathie zu bieten, denn das Schüssler-Salz Nr. 26 verlängert nur die Dauer der eigenen Krisenbewältigungskraft, nicht aber die Wurzel des Problems. Aber einen Trost gibt es für diese Männer immerhin: In vielen Gemeinschaftsduschen ist inzwischen das Tragen einer Badehose gebräuchlich.»

«Ja», sagte Bruno, «aber wenn vorn in der Badehose nichts ist, weiss natürlich auch jeder Bescheid.» «Nicht, wenn man weite Badeshorts trägt», sagte ich, «deswegen heissen die ja Shorts: Das ist nicht die Bezeichnung für die Hose, sondern für deren Käufer.»

Aber warum fragst du eigentlich?», fragte ich Lisa. Und sie erzählte uns von M. Ein ganz toller Mann, sie sei sehr verliebt. Es mache ihr auch überhaupt nichts aus, dass er dort sehr klein sei. Was sie aber irritiere, sei, dass er selbst es offenbar gar nicht wisse. «Das ist unmöglich», sagte ich, «ich begann es mit zwölf instinktiv zu ahnen.» «Ich kann mich noch gut erinnern», sagte Bruno, «wie ich bei mir zum ersten Mal mit dem Schneiderband gemessen habe. Mein Gemächte stand in vollster Blüte, aber es waren nur neun Zentimeter!» «Oje!», sagte Lisa. «Der Trottel hat in Inches gemessen», sagte ich. «Ja, vorn auf dem Massband waren Inches und hinten Zentimeter», sagte Bruno, «jetzt weiss ich auch, warum meine Mutter immer Hosen nähte, die mir zwei Nummern zu weit waren.»

«Dann hat M.», sagte Lisa, «vielleicht mit einem Mikrometer gemessen.» Das fanden

wir alle sehr lustig: Wir lachten über M. Das war typisch: Solche Männer werden nicht ernst genommen. Ein Mann kann nur 1,50 Meter gross sein, aber wenn er in der Lendengegend grösser ist als ein Hüne, wird man ihm mehr Respekt entgegenbringen als dem Riesen. «Das ist kein Wunder», sagte Bruno, «da draussen stehen noch die Bäume, von denen wir evolutionär gesehen soeben erst runtergestiegen sind.» «Und manche», sagte ich, «sind noch nicht mal runtergestiegen.» «Ich glaube, dazu gehöre ich», sagte Lisa, «denn mir fällt grad ein, dass ein Inch 2,5 Zentimeter sind! Dann hättest du ja ...»



FAST VERLIEBT

Erotisch erledigt

Claudia Schumacher

Vor zwei Wochen traf ich ein junges Paar mit Kind im Treppenhaus, das ich aufgrund seines Kleidungsstils und seiner lockeren Art immer für relativ cool gehalten hatte. Aber dann hörte ich im Vorbeigehen, wie sie zu ihm sagte: «Hey, Papi, hast du an den Jogurt gedacht?», und meine Verwirrung war gross. Eindeutig hatte sie nicht gegenüber dem Kind von «Papi» gesprochen, was ja durchaus normal ist. Nein, sie hatte ihren Mann direkt adressiert. Das nahm mich dann doch kurz wunder. Denn eine derart grauenhafte (und eigentümlich inzestuös anmutende) Kosenamenwahl kannte ich bisher nur von wirklich alten Paaren. Auch da nur von solchen, die man als sehr bünzlig bezeichnen muss.

Wenige Tage später erhielt ich einen Newsletter von einem Online-Shopping-Klub, der sich vor allem an die Millennial-Generation richtet. Dort wurden Ostergeschenke feilgeboten, unterteilt in: «Für Mama», «Für

Papa» und «Cooles für die Küken». Ich stutzte. Wie war das gemeint? Meinen Eltern schenke ich für gewöhnlich nichts zu Ostern. Ich klickte die Angebote durch und begriff, dass es sich auch nicht um Geschenke handelte, die man seinen Eltern macht, sondern seinem Partner. Aber warum stand dann da «Für Mama» und nicht «Für die Liebste»? Ich glaube, die These, die ich gleich aufstelle, ist nicht besonders steil: Paare, die sich nur noch als Kinderaufzuchtstation begreifen, sind erotisch erledigt.

Nun sind zwei kleine irritierende Beobachtungen noch kein Negativtrend. Trotzdem stelle ich bei einigen Mittdreissigern in meinem urbanen Umfeld seit einiger Zeit eine schleichende Verspiesserung fest. Das mag am Alter liegen, klar: Irgendwann fängt es an. Es mag auch am Sex-Appeal des Shutdowns liegen, der gegen null geht. Aber auch schon vor der Pandemie lösten sich ein paar meiner Bekannten in der Mutterschaft auf wie ein Aspirin im Wasserglas. Das offenbarte sich etwa darin, dass sie plötzlich auf Whatsapp Bilder vom Kind statt von sich selbst zeigten. Als gäbe es sie gar nicht mehr.

Ich meine: Es ist für alle Erwachsenen wichtig, irgendwann ins zweite Glied zu rücken. Egal, ob sie Kinder bekommen oder nicht. Wer sich für den Mittelpunkt der Erde hält, ist entweder ein Kind – oder ein wenig infantil. Und dennoch erschreckt es mich, wenn junge Eltern mit dem ersten Wurf scheinbar jeglichen Anspruch an die eigene Attraktivität verwerfen. Und ich frage mich dann immer: Haben die sich auch einmal geschworen, nie so zu enden? Oder sind sie da gelandet, wo sie immer schon hinsteuerten? Natürlich, Kinderlose haben leicht reden. Aber eines glaube ich doch zu wissen: Ich werde meinen Partner niemals «Papi» nennen.



Süchtig nach Sri Lanka

Immer wieder gab es Phasen in meinem Leben, in denen ich mich fragte, weshalb ich nicht geblieben bin.



Letzte Zuflucht Trincomalee.

In diesen Zeiten, in denen das Unglück noch näher scheint als das Glück ohnehin ist, denke ich oft an Trincomalee, Trinco, die Stadt im Nordosten Sri Lankas und einst ein Ort, an dessen Rändern Blut eintrocknete und der im Norden von Minenfeldern begrenzt wurde, von Uno-Truppen und gelegentlich von Tamil Tigern aufgespiessten Köpfen singhalesischer Soldaten. Ich war zweimal dort, vor dem Tsunami, und immer wieder gab es Phasen in meinem Leben, in denen ich mich fragte, weshalb ich nicht geblieben bin.

Ich war süchtig nach Sri Lanka damals, das Marco Polo die schönste Insel der Welt nannte, und ich hatte nur eine vage Ahnung, wohin mit mir, dafür umso mehr romantische Vorstellungen. Warum nicht in einer kleinen Hütte am Nilaveli Beach leben, das Meer anschauen, hinter die Philosophie der Wellen kommen und in ihrem Rhythmus auf einer Hermes Baby Sätze so üppig wie der Urwald tippen. 300 Franken im Monat würde mich dieses Leben fernab der europäischen Lebenswirklichkeit kosten. Ich würde Fisch essen und Mango und Dal-Curry, Wasser trinken und Arrak, diesen Palmenschnaps, der das Benzin der Einheimischen ist.

Vier Goldketten

Abends würde ich dort, wo die Wellen im Sand versinken, zu Vprem schlendern, in sein «Nilaveli Beach Hotel», mit ihm ein Lion-Lagerbier trinken, seine John Player Gold Leafs rauchen und unter einem Damba-Baum über Krieg und Frieden sprechen, die Stellung des Men-

schen im Universum und darüber, warum er ungefähr vier Goldketten um den Hals trägt. Vielleicht auch über Mahinda, der alle zwei Wochen mit einem Kleinbus voller Touristen einfährt, um Geld für seine Druckerei zu verdienen, deren einziger Daseinszweck es ist, die Verse seiner Poesie festzuhalten.

Als ich dort war zum ersten Mal, verfasste er gerade ein Traktat über die Notwendigkeit des Vegetarismus für eine friedensfähige Gesellschaft. 3000 Stück hat er gedruckt, die meisten verschenkt. «Ein netter Spinner», meinte Vprem. «Vor kurzem hat er mir erklärt, weshalb verhältnismässig viele Moslems mit dem Auto so rasen und in Unfälle verwickelt seien. Meinte, das sei wegen der Religion. Weil sie den Tieren die Kehle aufschlitzen, was zu einer Menge Blut führe. Sie würden so gegen die Harmonie der grossen Ordnung verstossen, sich am Werk der Schöpfung versündigen. Nun aber – das meinte er wirklich – räche sich die Schöpfung, und die Muslime müssten das Blut, das sie verursachten, selbst vergiessen.»

Nach ein paar Bierchen würde ich wieder zurückschlendern in meine Hütte, durch das Rauschen des Meeres und durch den Sternenhimmel, die feuchte Wärme einer tropischen Nacht würde mich umhüllen und das Meerwasser unter meinen Füssen mich ganz leicht kühlen. Ich würde mich noch auf die Veranda meiner Hütte setzen, mit all dem Vermissen von Dingen und dem Besitzen von Dingen, mit dem Leben und dem Tod, so lange, bis alles zu einem

würde. Dann, 2004, kam der Tsunami, und er spülte alles weg, das Hotel, die bunten Boote, die farbigen Häuser, die Lebensfreude und auch ein wenig Trinco aus meiner Erinnerung. Mahinda sei ertrunken in seiner Druckerei, erzählte Vprem ein paar Wochen später am Telefon. Er selbst habe Glück gehabt, sei unterwegs gewesen nach Colombo, der Hauptstadt, mitten im Landesinneren, als die drei Wellen kamen, die 35 000 Leben fortrugen.

«Komm vorbei»

Ich war nie mehr in Trinco und am Nilaveli Beach. Ich hatte mir den Ort aufgespart als letzte Zuflucht. Dass, wenn das Leben in Europa sich nicht mehr lebendig anfühlen würde, ich dorthin ginge, um von mir dann zu retten, was noch zu retten wäre. Ich bin immer noch hier, und zwischenzeitlich vergass ich Trinco, ich besuchte die Welt, und sie war ein Ort, der gut zu mir war, an den meisten Orten wenigstens, ich hatte Glück mit den drei wesentlichen Dingen, die man beim Reisen braucht; den Landschaften, Menschen und mir selbst.

Trinco ist wiederaufgebaut, Vprems Hotel ebenso, der Krieg vorbei, die meisten Minenfelder geräumt, aber ich bin mir nicht sicher, ob ich hingehen soll. Ob Trinco und der Nilaveli Beach nicht besser in der Erinnerung weiterleben sollten. Ich hab deswegen mit Vprem telefoniert vor kurzem. «Komm vorbei», sagte er, «das wird schon. Das Leben kann auch manchmal einfach sein.»

Manchmal winken sie ihr zu

Sonja Suter, 52, ist Fahrlehrerin.
Privat sitzt sie auf dem Rücksitz.

Ich bin Mutter und Hausfrau. Meine Terrassenbepflanzung pflege ich sorgfältig, ich lese viel, mache Yoga und Fitness. Mit einem Pensum von 70 Prozent arbeite ich als Fahrlehrerin. Ich unterrichte rund zwanzig Schüler, in Doppelstunden. Es ist ein Privileg, junge Menschen auf ihrem Weg zum Fahrausweis zu begleiten, ich habe viel Einblick ins Privatleben. Wenn es mit dem Freund nicht mehr ganz klappt, erfahre ich es, verkneife mir aber auf dem Beifahrersitz meine Ratschläge. Es ist gut, wenn einfach mal jemand zuhört.

Mein Unterricht beginnt auf dem Industriegelände: Neuen Fahrschülern erkläre ich die Sitzeinstellung, es folgen die Lenkbewegungen. Wir beginnen mit dem Rechts- und dem Linksabbiegen. Erst dann fahren wir auf die Strasse und später auf die Autobahn. Ich dokumentiere die Stunden akribisch und bereite mich gezielt auf meine Schüler vor. Auch wo wir durchfahren, weiss ich genau: Mein Gebiet ist die Region Aargau. Am liebsten fahre ich durch die Stadt Aarau. Mit meinem Mann und meiner sechzehnjährigen Tochter wohne ich in Umiken. Privat fährt meistens mein Mann, aber auf dem Beifahrersitz kann ich es nicht lassen, rede ihm drein oder korrigiere ihn. Ich setze mich daher jeweils direkt auf den Rücksitz und bin ruhig. Sonst sagt mein Mann: «Schatz, du bist nicht am Arbeiten...»

Frauen sind vorsichtiger

Als Kind war ich ein Landei. Ich wuchs am Walensee auf, hatte kein Töffli, sondern ein Velo. Früh packte mich das Fernweh, ich wollte Stewardess werden, machte dann aber eine Lehre als medizinische Praxisassistentin, weil mich die Anatomie faszinierte. Später rutschte ich in den Aussendienst, zwanzig Jahre lang verkaufte ich für ein Basler Labor Dienstleistungen an Arztpraxen. Da war ich immer mit dem Auto unterwegs. Weil sich mein Aufgabenbereich änderte und ich unbedingt selbstständig sein wollte, begann ich die Ausbildung zur Fahrlehrerin.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich es gemacht hätte, wenn ich gewusst hätte, was auf mich zukommt: Zweieinviertel Jahre lang ging ich jeden Samstag in die Schule, bevor ich im letzten Halbjahr ein Praktikum bei einem Götti-Fahrlehrer machte. Die Ausbildung war gut, aber hart: Am Anfang waren wir sieben, am Schluss nur noch zu viert. Mitte Dezember 2017 kam

der Bescheid, dass ich bestanden hatte. Als Fahrlehrerin habe ich einen grossen Vorteil: Ich bin eine Frau, das ist im Business eher selten. Zwei Drittel meiner Schüler sind Frauen, die grundsätzlich vorsichtiger fahren. Sie überlegen mehr oder haben halt nicht den Mumm, Gas zu geben. Männer parkieren *ringer*, sie haben ein besseres räumliches Vorstellungsvermögen.

Gute Autofahrer sind vor allem selbstkritisch: Wer von sich zu sehr überzeugt ist, überschätzt sich. Ideal ist ein Auto-Mech, der



«Die Ausbildung war hart»: Suter.

technisch drauskommt und selbstkritisch ist, das geht dann sicher nicht siebzig Stunden wie in anderen Fällen; auch keine dreissig wie im Durchschnitt. Raser sind mir bisher nicht aufgefallen. Ich denke aber auch nicht, dass so einer zu mir kommen würde. Ich habe einen VW Polo mit nur 95 PS. Der Grossteil auf Schweizer Strassen fährt gut, wie ich finde, etwa 20 Prozent bräuchten einen Auffrischkurs.

Ungern entlasse ich meine Fahrschüler in die Selbstständigkeit. Zwar will ich nicht, dass meine Schüler unendlich viele Stunden ansammeln, aber ich will, dass sie beim ersten Mal bestehen. Erfahrungsgemäss fällt heute ein Drittel durch, das kann zu Tränen führen. Am schönsten finde ich, wenn ich frühere Schüler am Steuer eines Autos auf der Strasse sehe, wie sie mir zuwinken. Ich hoffe, meine Tochter kann das auch bald, sie möchte auch zu mir kommen. Ich habe ein bisschen den Bammel, aber ich denke, wir kriegen das hin. Jetzt hat sie gerade den Lernfahrausweis für den Töff erworben.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Opfergott

Gott: Abraham, was hast du vor mit dem Feuerholz und dem Messer?

Abraham: Ich werde meinen Sohn Isaak töten und ihn dir opfern.

Gott: Lass den Quatsch!

Abraham: Aber das hast du doch von mir verlangt!

Gott: Wieso sollte ich so etwas von dir verlangen? Ich bin der Gott des Lebens und der Liebe! Ich verlange weder Menschen- noch Tieropfer!

Abraham: Echt? Dann muss ich etwas falsch verstanden haben.

Gott: Und ob! Binde den armen Isaak sofort wieder los!

Abraham: Isaak, Gott will jetzt doch nicht, dass ich dich opfere. Zieh dir eine Hygienemaske über und geh zurück in die Quarantäne!

Gott: Wieso muss Isaak in die Quarantäne? Ist er krank?

Abraham: Nein, das heisst, vielleicht schon.

Gott: Vielleicht? Was hat er denn?

Abraham: Keine Ahnung, man findet nichts, aber das könnte ja heissen, dass er eine asymptomatische Krankheit hat.

Gott: Eine asymptomatische Krankheit? Was soll das sein?

Abraham: Na, eine Krankheit, die, wenn man Pech hat, nicht krankmacht. Deshalb hast du ja auch gesagt, dass wir uns alle immer wieder testen lassen sollen.

Gott: So etwas habe ich nie verlangt.

Abraham: Doch, denn du hast gesagt, dass diese Krankheit so gefährlich sei, weil man ja eben ohne Symptome gar nicht merken würde, dass man krank sei.

Gott: Wer hat dir diesen Quatsch erzählt?

Abraham: Na, du! Du hast doch gesagt:

«Ich bin es, euer Gott Bill, und ich verlange von euch, dass ihr eure Kinder impft...»

Gott: Bill? Wieso Bill?

Abraham: Du nennst dich doch schon seit einiger Zeit so.

Gott: Warte mal einen Augenblick! Bill, du kleiner Teufel, wo steckst du? Bill?! Bill!!!

Abraham: Soll ich Isaak schon mal die nächste Impfung verpassen?

Andreas Thiel

Burger aus Nepal

Himalaya Burger & Co.

Förrlibuckstrasse 110,
8005 Zürich.

Telefon 044 599 86 87.

Täglich geöffnet, 11.30 bis 21 Uhr.

Mein Konsum von Essen der Kategorie, die gemeinhin als Fast Food bezeichnet wird, ist in den vergangenen vier Monaten stark gestiegen. Dass zudem die Fitnesscenter geschlossen sind und sich der Bewegungsradius stark verkleinert hat, ist vermutlich aus gesundheitlicher Sicht nicht optimal.

Immerhin entdeckte ich Speisen, die mir bei gastronomischem Normalzustand sonst entgangen wären. Und um die Move-Food-Balance etwas auszugleichen, versuche ich Neues zu Fuss zu entdecken. Kürzlich führte ein Spaziergang zu einem Lokal na-



mens «Himalaya Burger & Co» im Zürcher Industriequartier, wo neben den mittlerweile weitverbreiteten Momo-Teigtaschen das ewige Thema Sandwich unter Einbezug der nepalesischen Aromenwelt eine neue Richtung erhält.

Zum schnellen Mittagessen für zwanzig Franken, das man Covid-Verordnungsgerecht natürlich in einer braunen Papiertüte zum Mitnehmen ausgehändigt bekommt, gehören ein Salat, auf den Punkt frittierte und

mit Paprika gewürzte Pommes frites sowie eben das Sandwich, das dem Lokal seinen Namen gibt. Statt eines Briochebrötchens wird ein weiches, süsses gedämpftes Brot («Bao») verwendet; in der empfehlenswerten vegetarischen Variante «The Green Tara» wird es mit gebratenem Tofu, Gemüse und «speziellen Kräutern aus dem Himalaya» gefüllt.

Zugegebenermassen habe ich keine Ahnung, was die Kräuter des Himalajas auszeichnet oder besonders wertvoll macht, aber der «Green Tara» schmeckt hervorragend, und wenn gleichzeitig die Chance besteht, dass er gut für meine Gesundheit ist, gab es keinen besseren Moment, ihn zu essen, als jetzt.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Frucht und Wucht

Château Marquis d'Alesme. Margaux 2016.
14%. Daniel Gazzar, Pully. Fr. 44.16.
www.daniel-vins.ch

Was ist im Bereich der Weinpublizistik der Superlativ für Prominenz? Dass einer beharrlich und weltweit nach wie vor als Referenz ins Feld geführt wird, obwohl er längst aufgehört hat, seine kostbaren Punkte zu verteilen. Robert Parker, der 1978 seine ganz im Gegensatz zu der darin verhandelten Materie knochentrocken gestaltete Zeitschrift *The Wine Advocate* (TWA) gründete, ist als Name noch eine allseits im Handel verkaufsfördernd eingesetzte Marke, obwohl er die Leitung des TWA längst abgegeben und das Blatt verkauft hat. Es gehörte erst einer Gruppe von asiatischen Investoren und heute zu 100 Prozent Gault & Millau. Wichtige Kritiker sind inzwischen aus dem Team ausgeschieden, erst Antonio Galloni (der eine eigene Plattform, *Vinous.com*, gründete), später Neal Martin und andere. Die Chefredaktorin des TWA, der solcher Mutationen ungeachtet noch immer so etwas wie der *Osservatore Ro-*



mano der Weinwelt ist, ist seit 2013 Lisa Perrotti-Brown MW (Master of Wine), zweifellos selbst eine Kapazität, wie andere Neubesetzungen, etwa Stephan Reinhardt (im Blatt der Beobachter von Deutschland, Elsass, Österreich und der Schweiz). Wie immer, wenn ein Wein mit der Bewertung «Parker 96/100» angekündigt wird, ist das allemal eine verlockende Affiche; aber die Punkte stammen nicht von Parker, sondern, im Fall des in der Tat grossen Bordeaux Château Marquis d'Alesme 2016, von Madame Perrotti-Brown. Daniel Gazzar, der Importeur, ist dafür nicht zu tadeln.

Der Handel insgesamt und weltweit zeichnet seine Weine mit Parker-Punkten aus, die in Wahrheit TWA-Punkte sind. Das wird noch nach dem (hoffentlich fernen) Ableben

von *the world's most famous wine critic* so sein. Musste mal gesagt werden. Aber damit genug, und zur Sache.

Die ist erfreulich genug, mit oder ohne Punktesegen (auf René Gabriels Portal *Bxtotal.com*, wo neuere Tests z. T. auch von einem Nachfolger stammen, dem gleichfalls kompetenten André Kunz, sind es 18/20).

Ein grosser Margaux jedenfalls, eine kernige, dichte, von Cabernet Sauvignon (62 Prozent) dominierte Cuvée (Merlot 30 Prozent und ein Sprutz Petit Verdot und Cabernet Franc). Volle dunkle Frucht, Brombeeren, Cassis, schwarze Kirschen, Pflaumen (Perrotti-Browns «Schwarzwälder-Kirschtorte» scheint mir eher etwas schwieriger nachvollziehbar). Grosse Tiefe, aber auch tolle Frische (etwas Harz, Menthol). Wucht, Autorität und Länge – in jeder Hinsicht. Ein Memento mori in dem Sinn, dass die Lebenserwartung dieses Weins die meinige jedenfalls weit übertrifft. Ungeduldigen, oder jenen, die sich an den Imperativ des Horaz halten wollen (*carpe diem!*), sei für die nächste Zeit ausgiebiges Dekantieren empfohlen.

Rocky der Limousinen

Der Ghibli Trofeo mit V8-Motor und Heckantrieb ist Maseratis lustvoller Beitrag zum Segment der Supersportlimousinen.



Nur ein feiner Druck mit dem rechten Fuss auf das Gaspedal, und der neue Maserati Ghibli Trofeo schnell nach vorne wie die ansatzlose rechte Gerade eines talentierten Boxers. Auch deshalb ist der neue Über-Ghibli so etwas wie der Rocky Balboa unter den Limousinen. Und vielleicht auch, weil «der stärkste Ghibli aller Zeiten» mit einem spielerisch-sportlichen Element versehen ist, das seinen vorwiegend deutschen Konkurrenten im Ring eher abgeht.

Mit einer Höchstleistung von 580 PS und einem maximalen Drehmoment von 780 Nm soll die Supersportlimousine bis zu 310 km/h schnell werden – was ich letzte Woche zwar nicht ausprobieren konnte, mir aber lebhaft vorstellen kann. Unter der skulptural geformten Fronthaube mit den beiden Lüftungsschlitzen, die man als Fahrer immer im Blick hat, liegt ein V8-Motor mit Twinturbo, der bei Ferrari in Maranello entwickelt wurde. Und es lohnt sich, einmal die Haube zu öffnen und darunter-zuschauen, weil das von einer Karbonfaserschale bedeckte Triebwerk mit den unter roten Druckgusselementen liegenden Zylinderköpfen allein schon eine Schönheit ist, die sich selbst technischen Laien auf den ersten Blick erschliesst.

Überhaupt ist die Design-Sprache des Autos – die präzisen, lustvoll gezeichneten Linien der Karosserie etwa – ein weiterer schöner Ausdruck für den Willen, sich abzuheben. Die italienische Trikolore haftet als feiner Streifen an den B-Säulen, und das charakteristische Trio aus kleinen Luftauslässen an den Vorderseiten ist mit einem

roten Farbakzent versehen – verspielte Italiانيتä auch im Detail.

Das wichtigste Element der Über-Limousine, welches das Auto von der Masse abhebt und es eben nicht nur bildlich, sondern tatsächlich auch durch den Ring tänzeln lässt wie ein angriffslustiger Boxer in der letzten, entscheidenden Runde, ist der Heckantrieb. Mit Hilfe der Elektronik und eines Sperrdifferenzials lässt sich die im Überfluss vorhandene Kraft aber geradezu meisterhaft in die buchstäblich richtige Richtung lenken.

Im Normalmodus fährt sich der Ghibli Trofeo entspannt und komfortabel, wie es von einer Limousine zum Preis von über 150 000 Franken erwartet werden darf. Auch Entertainment- und Assistenzsysteme sind der Fahrzeugkategorie angemessen, lediglich auf ein Head-up-Display muss verzichtet werden. Im Sportmodus geht es dann schon spürbar explosiver voran, so etwas wie ein Turboloch kennen Trofeo-Fahrer höchstens aus Erzählungen. Auf jede noch so feine Bewegung des Gaspedals reagiert der Motor mit fast schon brutaler Unmittelbarkeit, dazu kommt im Modus «Corsa» viel Bewegung in das Heck des Autos: Und da ist er wieder, der spielerisch-sportliche Rocky-Moment.

Maserati Ghibli Trofeo

Motor/Antrieb: V8-Twinturbo-Motor, Heckantrieb, 8-Gang-Automatik; Hubraum: 3799 ccm; Leistung: 580 PS (427 kW); max. Drehmoment: 730 Nm bei 2500–5250 U/min; Verbrauch: 12,7 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 310 km/h; Preis: Fr. 150 350.–



OBJEKT DER WOCHE

Dick, doof und kostbar

Laurel and Hardy: «Another Fine Mess» (1930); Original-Filmplakat, um 50 000 Franken

Bei der Online-Versteigerung «Original Film Posters» von Sotheby's, die vor wenigen Tagen zu Ende ging, war es das wertvollste Plakat. Man rechnete mit einem Erlös von 40 000 bis 70 000 Franken. Aber niemand schlug zu. Das heisst: Irgendwo dürfte die 104 × 69 cm grosse Zeichnung bald wieder im Angebot sein.

Was führt zu einem so hohen Preis? Was hat «Another Fine Mess», was andere Film posters nicht haben? Ein USP, also ein Alleinstellungsmerkmal sozusagen, ist, dass bloss noch zwei Stück davon übrig sind. Natürlich treibt auch die ewige Beliebtheit von «Dick und Doof», Stan Laurel und Oliver Hardy, den Wert eines solchen Posters in die Höhe. Zudem stammt es aus der Feder des prägenden Zeichners Al Hirschfeld. Der geniale amerikanische Karikaturist war gemäss seiner Biografie bereits «im reifen Alter von siebzehn, während seine Altersgenossen lernten, wie man einen Bleistift spitzt», Art Director bei Selznick Pictures in Hollywood («Gone with the Wind»). Hirschfeld, der 2003 starb, zeichnete neben Film- und Broadway-Plakaten berühmte Porträts von Stars wie Elvis – 1977 illustrierte er das Aerosmith-Album «Draw the Line».

In der allerhöchsten Liga, was den Preis betrifft, spielt «Another Fine Mess» aber nicht. Das teuerste Film poster, das je den Besitzer wechselte, ist jenes von Fritz Langs «Metropolis» (1927). 2005 wurde es für 690 000 Dollar versteigert.

Benjamin Bögli

Trick siebzehn der Politik

Die einzige Rolle, die man nicht spielen kann, ist die des Königs. Würde erreicht die Figur nicht durch deren Darstellung, sondern durch das Verhalten der Untertanen. So besagt es eine alte Dramaturgenregel. Ein Gesetz der Aufmerksamkeitsökonomie lautet, dass man Auffälligkeit nicht durch Dauerlärm erreicht, sondern durch einzelne Coups, die das Gefühl von Dauerpräsenz herstellen. In der Politik sind Entschuldigungen solche Coups, weil sie so selten sind. Sie zeigen einen Wendepunkt an. Das «*mea culpa*» der Bundeskanzlerin nach dem vermurksten Beschluss über die «*Osterruhe*» ist damit in zweifacher Hinsicht ein dramaturgischer Streich. Nicht der Akt der Entschuldigung lässt Angela Merkel sich einmal mehr zu magistraler Grösse aufschwingen, sondern der Applaus in der Kommentierung. Das Geständnis, sie trage die alleinige Verantwortung, lässt die Ministerpräsidenten wie Lakaien aussehen. Wichtiger aber ist: Das «*Sorry*» könnte der CDU staatstragende *gravitas* verleihen – und im besten Fall deren Niedergang bremsen.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Das «*Sorry*» der Bundeskanzlerin ist ein dramaturgischer Streich.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Lieber Dr. M., wo sind eigentlich die an Grippe Erkrankten hingekommen? Keine Talkshow, keine Fachdiskussion mit «*auserlesenen*» «*Experten*» behandelt dieses Thema. Alles Corona, oder? Und den «*Schnuderi*» gibt's trotz aller Wissenschaft peinlicherweise immer noch. Was tun?, sprach Zeus. Ich bitte Sie um Ihre geschätzte Meinung. R. K., Schwarzenberg*

Sie erkennen, dass in diesem Jahr in der Grippezeit sehr viel weniger über die Grippekrankheit zu erfahren ist als in früheren Jahren. Ich beispielsweise habe mich wie jedes Jahr gegen die Grippe impfen lassen. Und nachdem ich jedes Jahr über den gefährlichen Verlauf der Grippe gelesen habe, lese ich dieses Jahr nichts. Heisst dies, dass es keine Grippewelle gibt und damit auch keine Grippekranken? Das ist eine Möglichkeit. Ich weiss es nicht. Eine wei-



tere Möglichkeit ist – und es scheint mir die wahrscheinlichere zu sein –, dass dies verdrängt wird. Denn jede Zeit kennt Probleme, die ihr die wichtigeren und wichtigsten sind, und darüber schreiben, berichten und reden alle, so dass andere Themen, die auch vorhanden sind, untergehen. Über Corona wird jetzt seit einem Jahr ununterbrochen weltweit geschrieben, geredet, gehandelt, begründet und so weiter, so dass für weitere Themen eigentlich wenig oder gar kein Platz

mehr bleibt. Das heisst aber nicht, dass es ausserhalb von Corona nichts anderes gibt. Möglicherweise sind die Grippekrankheit und die Berichterstattung darüber einfach verdrängt worden. Ich vermute dies. Deshalb lohnt es sich, selber zu denken und möglichst einen eigenen Weg zu gehen. Auf den Alltag und die Erfahrung bauend, kann man solche Modethemen über sich ergehen lassen. Aber gleichzeitig Augen und Ohren offen halten für anderes – vielleicht sogar für uns Wichtigeres.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an
Redaktion Weltwoche,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert.
Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Bernhard Schär

Jahrzehntelang zählte der Sportreporter zu den markantesten Stimmen beim Schweizer Radio. Ende Monat geht er in Pension. Für die Zeit danach hat er viele Pläne.

Im Radiostudio am Zürcher Brunnenhof wurde Schweizer Mediengeschichte geschrieben. «Und hier gibt es die besten Suppen weit und breit» – wer das sagt, muss es wissen: Bernhard Schär. Der bald 65-jährige Berner, aufgewachsen in Herzogenbuchsee und heute wohnhaft im aargauischen Küngoldingen, ist einer der Letzten seiner Art, ein Vollblut-Radijournalist, der seinem Lieblingsmedium immer die Treue hielt: «Weshalb soll ich den Grind in die Kamera halten, wenn die Stimme besser ist?»

Zum Essen in der Kantine bestellt er neben der Suppe Salat, Cordon bleu mit Bratkartoffeln und ein Rivella blau, zum unschlagbaren Preis von zwölf Franken. Er könne aber auch mit einer Bratwurst glücklich sein, «genau wie Roger Federer».

Lehrer im Oberaargau

Aufgewachsen als Sohn eines Technologen in einem behüteten Elternhaus, schloss Schär ein Mathematik- und Geografiestudium ab und arbeitete während zehn Jahren als Lehrer im Oberaargau. Seine wahre Berufung fand er aber als freier Mitarbeiter von Radio Beromünster zu Beginn der 1990er Jahre.

Der damals 34-jährige Reporter mit der markanten Stimme war einer der Ersten, die zu den Gottéron-Stars Slawa Bykow und Andrei Chomutow vorsties («bis in ihre Einfamilienhäuser in Marly»). Die Beiträge lösten ein Echo bis nach Zürich aus, wo der damalige Radio-Sportchef Urs Leutert auf den Aussendienstmitarbeiter aufmerksam wurde. Schär erzählt: «Wir trafen uns in Aarau zu Gesprächen und wurden uns schnell einig.» Zwar sei er als Lehrer absolut glücklich gewesen, aber dies habe ihm das nötige Selbstvertrauen gegeben, um etwas Neues zu machen: «Man muss dann wechseln, wenn man eigentlich zufrieden ist. Denn dann steht die Tür zurück offen.»

Für «Berni», wie ihn alle nennen, gab es kein Zurück mehr. Und bei der Ressortver-

teilung 1991 bewies er erstmals seine tiefen Fachkenntnisse. Als Einziger wusste er, dass eine damals elfjährige Tennis-Juniorin namens Martina Hingis soeben das ITF-Turnier in Langenthal gewonnen hatte. «Deshalb hob ich die Hand, als sich niemand für die Tennisberichterstattung interessierte.» Schär erhielt den Zuschlag und erlebte so eines der aufregendsten Kapitel der Schweizer Sport-



«Ich gehe in meiner Blüte»: Journalist Schär.

geschichte hautnah. Wenn Hingis und später Roger Federer ihre Gegner an die Wand spielten, war er meistens mit dem Mikrofon vor Ort.

Zu Federer entwickelte er, auch dank der Bekanntschaft mit dessen Eltern, eine enge Beziehung. Schär war es, der die Neuigkeit vom Comeback des Stars in Doha als Erster verkündete. Doch auf etwas legt er Wert: «Wenn ich Federer interviewe, siezen wir uns immer. Die Distanz muss gewahrt bleiben.»

Schär berichtete im Tennis von 70 Grand-Slam-Turnieren und 18 ATP-Finals sowie im Skisport über 33 Weltcup-Saisons und 16 Weltmeisterschaften. Bei Olympischen Spielen war er seit Albertville, wo er 1992 seine heutige Frau Ursula in die Kommentatorenkabine schleuste, 15-mal dabei. Nur zu gern hätte er den DRS-Rekord von Sepp Renggli (sechzehn Olympia-Teilnahmen) egalisiert, doch die Pandemie (mit der Verschiebung der Sommerspiele 2020) machte ihm einen Strich durch die Rechnung: «Es hat nicht sollen sein», sagt er lächelnd – und schliesst aus, dass er sich zu einem Comeback überreden lässt: «Ich gehe in meiner Blüte.»

Per Bus zu den Klassikern

Für die Zeit des Ruhestands hegt Schär schon viele Pläne. Im Sommer begleitet er eine Busreise zu vier Klassikern des Ski-Weltcups (Wengen, Kitzbühel, Garmisch, Alta Badia) und interviewt Legenden des Skisports «am Lagerfeuer». Ausserdem kann er als Referent gebucht werden und hat mit einem Kollegen ein Modell konzipiert, mit dem Gemeinden Sportlerehrungen «mit allem Drum und Dran» durchführen können.

Er wolle sich aber nicht auf den Sport reduzieren lassen: «Vor kurzem habe ich eine Veranstaltung moderiert, bei der es um den Unterschied zwischen Beton- und Asphaltkreisel ging. Ich kenne jede Legierung.» Das Wichtigste sei ihm jetzt aber die Familie – seine Ehefrau und sein Sohn Jonas, der auf U-18-Stufe zwar Schweizer Tennismeister wurde, sich nun aber doch fürs Studium entschieden hat.

Bevor er am 30. April das Mikrofon zur Seite legt, lädt er seine Kolleginnen und Kollegen zum Abschiedsimbiss ein – unter strengen Covid-19-Auflagen, aber mit ungetrübtem Enthusiasmus: «Ich gehe hier doch nicht auf Französisch», sagt er lachend – und freut sich auf das nächste Kapitel seines Lebens.

Thomas Renggli

Schlüssel zum Schloss

Die Lockdowns haben eine Stadtflucht ausgelöst. Landhäuser und Schlösser in Frankreich sind heiss begehrt. Wer sind die Käufer?

Bettina de Cosnac

Frankreichs Immobilienhändler reiben sich die Hände. Sie gehören zu den Gewinnern der Corona-Krise. Wenngleich der Immobilienmarkt um 17 Prozent einbrach, so die Analyse der französischen Zeitung *Le Parisien*, ist der Handel mit Prestigeobjekten auf Erfolgskurs. Die Hauptstadt-nahe Normandie verzeichnete einen Zuwachs von 40 Prozent. Besonders die Pariser haben, wie andere Grossstadtbewohner, im Lockdown die Enge ihrer Appartements gespürt und ein Bewusstsein für mehr Lebensqualität entwickelt. Auch das in der Pandemie für alle eingeführte, von den Unternehmen lange abgelehnte Home-Office hat bleibende Spuren hinterlassen. «Zurück aufs Land» heisst die Devise.

«Letztlich hat die Covid-Krise einen Trend beschleunigt, der sich in Frankreich schon vor Ausbruch der Pandemie abzeichnete», sagt Patrice Besse, ausgewiesener Spezialist für historische Immobilien. Trotz Lockdown und oft nur virtueller Besichtigung hat er in den letzten Monaten mit seinen Mitarbeitern in ganz Frankreich mehr verkauft als zuvor, pro Tag im Winter 2020 zwischen drei bis zehn Immobilien.

Für den Pariser stimmt der Tausch: Für sein Drei-Zimmer-Appartement in Paris bekommt er ein feudales Herrenhaus, *manoir*, in einer guten Region. Und wer es sich leisten kann oder besonders verwegen ist, kauft ein Schloss.

Gerecht und fatal zugleich

Noch immer bietet Frankreichs Markt – im Gegensatz zu Deutschland und der Schweiz – Hunderte von Schlössern, Burgen und Herrenhäusern, die neue Besitzer suchen. Warum das so ist, erklärt das französische Erbgesetz. Es ist gerecht und fatal zugleich: Seit dem napoleonischen Code civil sind alle Kinder bei der Erbschaft gleichberechtigt. Die Schattenseite: Der Stammsitz oder andere historische Immobilien gehen aus Familienhand, um die zusätzlich belastende hohe Erbschaftssteuer zu begleichen.

«Standen vor zwanzig Jahren vielleicht ein oder zwei Familienschlösser aus dem Besitz von fünf Generationen bei mir zum Verkauf,

so sind es jetzt im Durchschnitt fünf bis sechs», erzählt Patrice Besse. Aber Geld, so seine Beobachtung, sei nur ein Problem. Schwerer wiegen eine zu späte Übergabe, keine Erbregelung, vor allem fehlendes wirtschaftliches Know-how und ein Mangel an Fantasie und Mut bei den alteingesessenen, überwiegend adligen Familien. So sind die meisten Käufer von Schlössern heute nicht adelig und Amateure mit Leidenschaft. Sie suchen vor allem Objekte zwischen 700 000 bis 1,2 Millionen Euro mit historischen Dekors, nicht unbedingt in gutem Zustand, isoliert, aber nicht zu sehr und mit etwas Land, um die Umgebung zu schützen. «Aber», warnt Patrice Besse die Käufer, «das Konzept muss bei einem Schloss stimmen.»

Mit 44 Jahren verliebte sich der Unternehmer in das vernachlässigte Anwesen.

Ungezwungen gehen die Neo-Schlossbesitzer ihren Weg. Sie sind frei in der Gestaltung, da frei von den Fesseln der Tradition. Schon in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts führte ein spanischer Arzt, Joachim Carvallo, Besitzer des von ihm erworbenen und restaurierten Schloss Villandry, die Öffnung der Schlösser für den Publikumsverkehr ein, um sich Einnahmen und staatliche Hilfe zur Unterstützung zu sichern. In den 1980er Jahren

kauften zwei junge Brüder, Jacques und Michel Guyot, eine Schlossruine nach der anderen auf und machten sie zu rentablen Attraktionsstätten mit Ritterspielen und anderen neuen Events; Schlösser, die der entmutigte Adel aufgegeben hatte.

Aktuelles Paradebeispiel ist Marc Lelandais. Mit 44 Jahren verliebte sich der Unternehmer in das vernachlässigte Schloss Gaillard bei Amboise. Er kaufte es dem dort hausenden, greisen Besitzer – ein Tischler – kurzerhand ab, verliess die Luxusbranche und bezog mit seiner Frau Sophie das Schloss an der Loire. Gefragt, ob er sich eher als Schlossbesitzer, Mäzen oder Unternehmer sehe, kommt seine Antwort, ohne zu zögern: ««Schlossherr» klingt mir viel zu verstaubt. Ich bin eindeutig Unternehmer. Wobei man gleichzeitig auch Mäzen ist, wenn man ein altes Haus zum Leben erweckt.» Hunderttausend Arbeitsstunden, dreihundert Arbeiter, über zehn verschiedene Zünfte – Marc Lelandais scheute keinen Aufwand für Schloss Gaillard, das seine zwei Leidenschaften, die Renaissance und Gärten, vereint. Klug konzentrierte er sich auf die DNA der Domäne als Alleinstellungsmerkmal. Im Fokus steht Pacello da Mercogliano, jener italienische Gärtner, der für Schloss Gaillard die ersten Orangenbäume nach Frankreich brachte. Aber auch französische Könige, die sich einst auf dem Schloss verlustierten, gehören zur DNA.

Preis für Wagemut

Auch Marc Lelandais verlustiert sich auf dem Schloss. Als Renaissancespezialist bleibt er zwar historisch korrekt, scheut aber weder gewagte Farben noch Humor oder Anomalien. Statt Ahnen grüssen in der Galerie – neben historischen Persönlichkeiten – Porträts des Hauskaters in Ritterrüstung und des Hofhunds als maliziöser Doge.

Gekauft hat der Unternehmer den Besitz aufgrund der für Frankreich wichtigen Historie: «Ein Schloss mit weniger Geschichte hätte ich nie erworben.» Aber jedes Schloss habe eine Geschichte, und sei es die Familiengeschichte, die sich in seinen Augen gut vermarkten lässt. Intensives Marketing bedinge den Erfolg. Ra-



««Schlossherr» klingt mir viel zu verstaubt: Lelandais mit Gattin Sophie.



Hunderttausend Arbeitsstunden: Château Gaillard bei Amboise.

dikale Kursänderungen sind einzuplanen. Bei allem Genuss bleibt Lelandais durch und durch Unternehmer. Vom Schloss aus betreibt er eine Consulting-Firma (mit DNA-Namen Pacello & Co) und ist Regionaldelegierter von «La Demeure historique», einem Verein für Schlossbesitzer. Bis vor kurzem beherbergte dieser fast nur Adlige in seinem Schoss.

Inzwischen gibt es auch einen Preis für wage-mutige junge Schlossbesitzer, den «Prix du Jeune Repreneur». Die Idee stammt von der im Denkmalschutz engagierten Annie Gondras. Seit 2014 unterstützt der Preis junge Menschen, die alte Gemäuer mit einem wirtschaftlich trag-fähigen Konzept übernehmen. Der Geldpreis von 25 000 Euro ist verbunden mit dem Rat von Experten. War es anfangs noch ein Adliger, Hélié de Noailles, der den Preis einem anderen «von und zu», Ghislain de Castelbajac, verlieh, so sind die Preisverleiher heute Immobilien-makler Patrice Besse, Versicherungsagent Dominique de la Fouchardière und die Stiftung der Monuments historiques. Die Preisträger kommen aus allen Gesellschaftsschichten, sind unter 45 Jahre alt und tragen, laut Jury, zum «wirtschaftlich-kulturellen Mehrwert» des steinernen Objektes und seiner Umgebung bei. Ihren Besitz haben sie vor maximal fünf Jah-ren erworben. Gerade die schwierige Anfangs-zeit will der Preis mit Geld und Rat erleichtern.

2017 erhielt ihn ein motiviertes Ehepaar mit kleinen Kindern. Es kaufte einer Erbgemein-schaft das gigantische Schloss Vaugoubert in der Dordogne ab, um darin moderne Kunst aus-zustellen und zu fördern. Die rund 200 Hek-tar Land, die sie mit erwarben, vermieten sie für Jagden und finanzieren damit zum Teil die Restaurierung. Preisträger und Schloss-erbe Nicolas Navarro hingegen errichtete ein Museum namens «August 1944». Er führt his-torisch nachgestellte Schlachten mit Interes-senten durch zwecks Sensibilisierung für den Zweiten Weltkrieg. Man muss es mögen.

Junggesellen, Ästheten

Und 2019 begeisterte der Pariser Arnaud Bachelin die zwölfköpfige Jury derart, dass erstmals eine Abtei, Saint-Martin in Avallon, den Preis erhielt. Der 33-jährige promovierte Archäologe, Botani-ker und Teehändler überzeugte mit seiner Vi-sion von kultureller Begegnungsstätte, Mönchs-garten, Teelager und Büro. Zwar muss die Abtei erst noch aus der Asche von Verfall und Plün-derungen und unter dem spröden Charme von Wellblechdächern auferstehen, aber ansteckende Begeisterung versprüht der Jungbesitzer auch im Interview. Er ermuntert jeden, sich in ein sol-ches Abenteuer zu stürzen. Der ideelle Lohn sei unermesslich! Im letzten Jahr erhielt der Genfer Julien Ostini für seine kassenfüllenden Theater-

projekte auf Linières, Mayenne, den Preis. Bleibt die Frage, kaufen die Neu-Schlössler nur für eine Generation und nur zum eigenen Genuss? Laut Patrice Besse sind die meisten Käufer der-zeit eingefleischte Junggesellen, Ästheten mit überdurchschnittlich gutem Einkommen und ohne Kinderwunsch. Die Frage steht bei ihnen nicht im Vordergrund wie einst in alten Fami-lien. Aber, betont er noch einmal: Es brauche mehr, als bloss die schmucken Zimmer zu ver-mieten, damit man das Schloss nicht in weni-gen Jahren wieder verkaufen muss. Nötig sei ein Konzept, das langfristig stimmt.

Neben Passion braucht es also einen lan-gen Atem. Die Zeiten haben sich geändert. Leistungsdruck und Anforderungen sind ge-stiegen. Das Schloss als kuscheliges Nest und zum Müsiggang im Louis-XVI-Sessel ist eine Utopie.

«Wenn man liebt, ist nichts zu teuer», mein-te noch vor einem Jahrzehnt Innenarchitekt Jacques Garcia, der Schloss Champ de Bataille in altem Pomp und Stil grandios herrichtete. Unternehmer Marc Lelandais widerspricht: «Was man liebt, kostet durchaus!» Deshalb, betont er, sei es wichtig, mit einem Ort wach-sen zu können. Ein Ort, der einen einengt und belastet, sei auch als Erbe abzulehnen. Der Schlüssel muss zum Schloss – und zum Besitzer – passen.

Böse «Muppet Show»

Achtung! Alte Filme und Serien können Ihre Gefühle verletzen.



Als Statler und Waldorf erfahren haben, dass die «Muppet Show» mit einem Warnhinweis versehen wird, sind die beiden älteren Herren vor lauter Lachen von ihrem Balkon gestürzt. Das ist nur ein halber Scherz. Die Truppe um Kermit, Miss Piggy und Co. – in Ersteren war ich mal ein bisschen vernarrt, von Letzterer besass ich eine Puppe – kann für Zuschauer schädlich sein. Darum warnt der Streaming-Dienst Disney Plus bei achtzehn Folgen der Muppets: «Diese Sendung enthält negative Darstellungen und/oder nicht korrekte Behandlung von Menschen oder Kulturen. Diese Stereotype waren damals falsch und sind es heute.»

Befürworter von Trigger-Warnungen argumentieren, dass Zuschauer gewarnt werden müssen, damit sie sich nicht gestresst oder verletzt fühlen, wenn sie unzeitgemässe Darstellungen sehen. Mit Warnhinweisen und Ähnlichem werden derzeit im Wochentakt alte Werke ausgestattet: Disney Plus hat bei «Dumbo», «Aristocats» und «Peter Pan» Warnhinweise «wegen rassistischer Stereotype» eingeblendet – «Peter Pan» und «Dumbo» hat man gleich ganz aus dem Kinderprogramm entfernt. «Vom Winde verweht» bei HBO beginnt mit einer Einleitung, in der eine Professorin auf die im Film beschönigende Darstellung von Sklaverei und die stereotypen Bilder von Schwarzen hinweist. Die Streaming-Plattform Sky warnt bei «Breakfast at Tiffany's», dass der Film «unzeitgemässe Haltungen, sprachliche und kulturelle Darstellungen enthalte, die heute verletzen können». Manche Warnhinweise sind nicht bei allen Länderangeboten zu sehen.

Es ist immer gut, Dinge differenziert zu betrachten. Ja, «Vom Winde verweht» etwa, der Klassiker von 1939, weist ganz klar rassistische Stereotype auf. Sie springen einem geradezu ins

Auge. Die klischeehafte Darstellung der schwarzen Dienerin Prissy oder wie Scarlett O'Hara ihre Dienstmagd Mammy behandelt; die ganze Botschaft des Films ist rassistisch gefärbt. Er glorifiziert die Sklaverei, bildet ein Stück Geschichte ab, die entmenschlichend war. Auslöschen können wir sie nicht. Der Film ist dennoch in seinem Plot, der Umsetzung und der technischen Machart von historischer Bedeutung.

Die britische Autorin Ella Whelan titelte im *Telegraph*: «Denkt Hollywood, wir sind dumm? – Warnhinweise legen es nahe.» Und fragt: «Wann wurde aus dem Aussprechen des Offensichtlichen ein blöder Spoiler?» Sie hält es für falsch, dass Professoren die Zuschauer in Einleitungen belehren, wie sie sich auf den Film einzulassen haben. Es sei eine bevormundende Haltung à la «Ohne unsere führende Hand denkt ihr wahrscheinlich, Bigotterie sei okay».

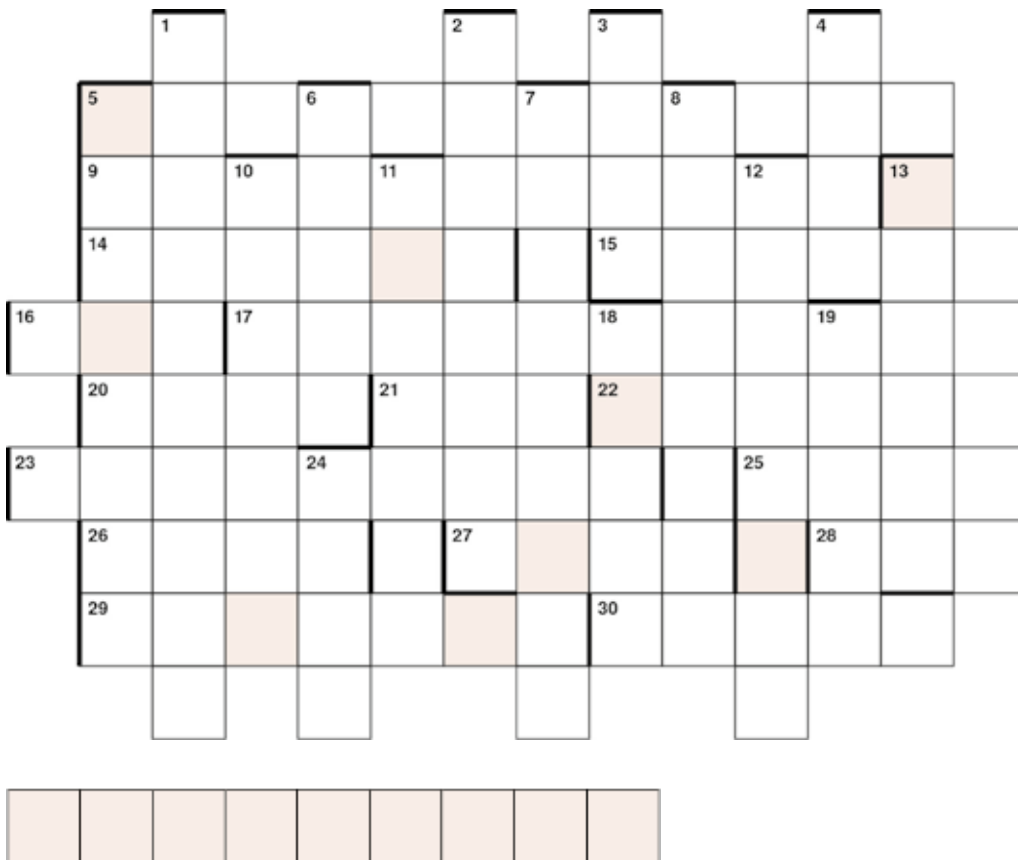
Tatsächlich entsteht durch diese Einleitungen und Warnhinweise der Eindruck, dem Publikum werde eigenes, kritisches Denken nicht zugetraut. Natürlich sind wir imstande, uns eine kritische Meinung über das Werk zu bilden und es einzuordnen – dafür benötigen wir keine Akademiker oder Streaming-Dienste, die uns erklären, wie wir darüber (richtigerweise!) zu denken haben. Und auch Eltern sind in der Lage, mit ihrem Nachwuchs gewisse Szenen, wenn nötig, zu besprechen – und wenn sie es nicht können, nützen auch Warnhinweise nichts. Dass man alte Kinderfilme von den Kids fernhält, um sie vor dem kleinsten negativen Gefühl zu bewahren, ist eine naive Überprotektion, mit der man keine gesunde Kultur der Auseinandersetzung fördert, sondern die Entstehung eines realitätsfernen Weltbildes begünstigt. Mit diesen Warnhinweisen rückt man Filmklassiker und ihre Schöpfer auch insgesamt

in ein schlechtes Licht. Man sagt zwar nicht, dass sie Rassisten waren, aber deutet es an. Die Gesellschaft hat sich verändert, ist heute aufgeklärter. Alte Werke gemäss heutigen Moralstandards zu beurteilen, ist ein Akt moralischer Überheblichkeit. Denn Moral ist nicht universell, sie ist gebunden an eine Zeit – was wir heute für moralisch verwerflich halten, war es damals nicht, oder nicht im gleichen Masse.

Während die Kontroverse um «Vom Winde verweht» teilweise nachvollziehbar ist, geht's mir bei den Muppets ähnlich wie Statler und Waldorf. Disney hat nicht gesagt, welche Szenen genau Schaden beim Zuschauer anrichten können. Angesichts der zerknirschten Selbstkasteiung war die Show wohl ein einziger grosser Fehler. Ich vermute ja, die Theorie geht sogar noch weiter: Wir, die wir Generation um Generation mit der «Muppet Show» aufgewachsen sind und sie – fälschlicherweise! – nie als etwas Schädliches empfunden haben, sind wegen der paar schnatternden Puppen zu voreingenommenen Erwachsenen geworden, unsensibel gegenüber Menschen aus anderen Kulturen. Ach, Kermit!

Es wäre schön, wenn Sexismus und Rassismus verschwinden würden, wenn wir politisch nicht korrekte Werke aus der Vergangenheit mit Trigger-Warnungen ausstatten. Wir wissen alle, dass das nicht passiert. Genauso ist uns klar: Auch wenn eines Tages nur noch Filme gedreht und Bücher geschrieben werden, die keinen einzigen Menschen auf der Welt verstören, verletzen und beleidigen, eben «triggern» können und die keinen Warnhinweis benötigen, werden einige nicht zufrieden sein. Sie werden dann etwas Neues finden.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Das Fuchsschwanzstreichquartett ist eine.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** So einen kriegt Segars glotzüngiger Seemann vielleicht am Geburtstag überreicht. **9** Er, gesinnt wie ein Fähnchen im Wind, nutzt blind jede Chance, die Vorteile bringt. **14** Netzwerkweiter Paketweiterleiter. **15** Ganz, zum Teil mit Rhythmus oder Feingefühl. **16** Kurz gesagt: informell gesagt. **17** Die wird zuweilen, besonders unter Knaben, durch Schlägen ausgetragen. **20** Spritiges, sprudlig spritziges Sour-Soda. **21** Das kurze Alphabet einer Schrift, mit der man schreibt, wie man spricht. **22** Dessen *elementare* Fibel ist der Mathematiker Bibel. **23** Eine solche hinterlässt, auf seinem virtuellen Trip, ein Server-Surfer bei jedem Schritt. **25** Das Herzstück eines jeden Musiklokals. **26** Der andere Name der namhaften Dame ist ein feines Granulat. **27** Belegt, zwischen Tajo und Duero, den zweiten iberienweiten Langlaufang. **28** Dem fremden Schluss fehlt zum Schluss nur der Schluss. **29** Damit machen Heilkundekundige bei Stauchung oder Prellung ein essigsäures Präparat parat. **30** Prologisch! Gegenpol zum Extra in der Extraversión bezüglich gesellschaftlicher Interaktion.

Senkrecht — **1** Bei Elisabeth ist die Zweite, bei Alexander und Karl der Grosse eine. **2** Die sieht aus wie einer, eine oder eines, ist aber keiner, keine oder keines. **3** Viehwirtschaftler verwenden seiner Lenden Frucht zur Zucht. **4** Steht für und besteht aus: Menschen, die sich für eine ethische Behandlung von Tieren organisieren. **5** Daran mangelt's denen, die hudeln und sudeln. **6** Gedächtnisstützlich nützliche Niederschrift. **7** Ein Kofferwort für einen, der die Koffer packt, um in die «Heilverfahren» zu fahren. **8** Hält Hernandos lose Hose hoch. **10** Rollendes Fallen, oft gefolgt von fallendem Rollen. **11** Der Mann schaut sich das Ganze nochmals ganz genau an. **12** Die eingedeutschte Form einer Artikulation, die jedem Ton eine gesonderte Note verleiht. **13** Diese Tätigkeit ist hierlands auch Gelegenheit, sich ein Schnäppchen zu schnappen. **18** Er spielt die trickreiche Maus beim animierten Katz- und Mausspiel. **19** Oder bei den Schweden oder Dänen oder bei denen mit der Oder im Osten im Norden die Erle. **24** Le lendemain de la douce nuit, sainte nuit.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 711



Waagrecht — **5** APRILSCHERZE **12** VIALONE: bekannter Risottoreis **13** IRONIE **15** HOLLIWOODSTAR: engl. holly = Stechpalme **16** COPA: span. Glas und früheres Mass **17** BARES für Rares: Fernsehsendung **19** IRR **20** PATHS: engl. Pfade, to lead someone up or down the garden path = (sinngemäss) jemanden hinter Licht führen **21** SEATTLE **22** DIALEKT **25** NEIN **28** KONSONANT: Borschtsch hat nur einen Vokal. **29** PFADE **30** SAEGEHAIE **31** TIP: engl. Hinweis/Trinkgeld

Senkrecht — **1** ORALPHASE **2** [SLOW]ENEN: slow = engl. langsam **3** Alain BERSET **4** BEIRREND **5** AVOCADOS **6** PILOTIN **7** ILIAS: das Epos **8** SNOBS **9** CEO: in Amerika ein(e) Hauptgeschäftsführer(in), steht für Chief Executive Officer. **10** HIDRANT: roter Hahn = Feuer/Brand **11** ROTSTIFT **14** NAIL: engl. Nagel **18** AETNA **23** LOGE **24** KAHL **26** EPEN: Der Hexameter war das klassische Metrum der griech. und lat. Epik. **27** NAIIV

Lösungswort — **OSTERFEST**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



DAY-DATE

Eingeführt im Jahr 1956 und getragen von Visionären und Entscheidungsträgern, ist die Day-Date mit ihrer legendären Wochentagsanzeige auch weiterhin das Symbol für Prestige und Erfolg.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE 40
IN PLATIN

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com